

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige deutsche Tageszeitung

INSERATEN-ANNAHME für Frankreich (ausschließlich Elsaß-Lothringen): Publicité Metz, Paris (3.).
51, rue de Turbigo (Ecke rue Reaumur. Metro: Arts-et-Métiers). Telefon: Archives 84-95, 84-96, 84-97.

Nummer 85 — 1. Jahrgang Saarbrücken-Paris, Donnerstag, 28. Sept. 1933 Chefredakteur: M. Braun

Dem Satz: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ steht mit gleicher Wahrheit der andre gegenüber: „Im Kampfe sollst du dein Recht finden.“

Ihering.

Leipziger Gericht in Verlegenheit

Der Bulgare Dimitroff wird mundtot gemacht

Furcht

D. F. Die ausländische Presse bringt täglich Berichte über den schlechten Gesundheitszustand von der Lubbe. Deutsche Zeitungen dementieren. Man gibt Bulletins und Gegenbulletins aus wie bei der Krankheit eines regierenden Fürsten. Ein Konfiliium von Ärzten bemüht sich um den Herrn von der Lubbe, damit die Vermutungen der kritischen Ausländer nicht Wirklichkeit werden, die da meinen, von der Lubbe werde den Prozeß nicht überleben.

Aber was bedeutet dieses Still- und menschenliche Jämmerlichkeit und Verworfenheit überhaupt noch für die Aufklärung dieses großen politischen Verbrechens, um dessen Aufhellung doch die Verhandlung in Leipzig gehen sollte. Er schweigt und schweigt auf viele Fragen des Vorstehenden. Wenn er doch einmal zu einer Antwort bewogen wird, ist sie widerspruchsvoll und unklar. Schon beginnt sich auch eine Frage zu erheben, die wohl noch oft in der Verhandlung austauschen wird: Wie kommt es, daß in Protokollen der Polizei und des Gerichts so klar formulierte Aussagen des von der Lubbe stehen? Auch wenn man, was der medizinische Sachverständige behauptet, in Betracht zieht, daß von der Lubbe Taktik in Leipzig eine „typische Verteidigungshaltung“ ist, bleibt die Unmöglichkeit, daß dieser Wirkkopf, diese kleine schwankende Seele, sich so umfassend und durchdacht in den Protokollen geäußert haben soll.

Der Bulgare Dimitroff, anscheinend die stärkste Persönlichkeit auf der Anklagebank und vielleicht im Saale überhaupt, hat die Frage aufgeworfen, ob von der Lubbe die Protokolle persönlich durchgelesen und unterschrieben hat. Der Vorsitzende Dr. Büniger griff ein: „Diese Frage lehne ich ab.“ Der Gerichtshof sollte nicht darüber im Zweifel sein, daß dieser Einwurf des Präsidenten das Vertrauen in die Unparteilichkeit des Reichsgerichts auch dort erschüttert haben wird, wo sie noch vorhanden gewesen sein sollte. Man kann formal sagen, daß die Frage Dimitroffs prozedural nicht im richtigen Augenblick gestellt worden ist und sie nicht ein Angeklagter an den anderen Angeklagten zu richten hat. Dimitroff hat offenbar aber nur gefragt, weil der Präsident selbst diese sehr wichtige Frage unterließ. Es wäre die Pflicht des Senatspräsidenten Dr. Büniger, festzustellen, wie die Protokolle zustande gekommen sind. Damit, daß der Gerichtshof auf Grund seiner überlegenen Macht einen ausländischen Angeklagten, der um seiner kommunistischen Überzeugung willen nicht einmal den diplomatischen Schutz seines kleinen Vaterlandes hinter sich hat, zum Schweigen zwingt, ist gar nichts getan. Der Senatsbeschluss, weitere Fragen des Angeklagten Dimitroff nicht zuzulassen, ist eine schwere Niederlage des Gerichts und wird weiterhin als Furcht vor den aufklärenden Fragen Dimitroffs angesehen werden.

„Damit ist Schluss mit Ihnen!“ verkündet der Präsident Dr. Büniger. Was soll das heißen? Will der Gerichtshof einen in der ganzen Welt als unschuldig geltenden Angeklagten, der um seinen Kopf kämpft, überhaupt nicht mehr hören? Das wäre ein juristischer Weltskandal. Der Präsident hat Dimitroff an seinen Verteidiger verwiesen. Dagegen hat der Angeklagte mit vollem Recht protestiert. Er hat nicht den Verteidiger seiner Wahl, sondern einen Staatsanwalt, dem er als Kommunist und Ausländer keinerlei Vertrauen entgegenbringt. Dimitroff erklärt, daß er diesen Verteidiger nicht anerkennt und sich selbst zu verteidigen beansprucht. Darauf hat er ein juristisches und moralisches Recht. Er hat auch die geistigen Fähigkeiten und sprachliche Gewandtheit, sich im Kampfe um die Wahrheit mit dem Gerichtshof zu messen.

So schroff und energisch die Haltung des Präsidenten gegenüber Dimitroff wirkt, so schwach ist die moralische Position des deutschen Gerichts gegenüber dem bulgarischen Angeklagten. Wir stellen fest, daß dem bulgarischen Rechtsanwalt Dr. Grigoroff, keineswegs ein Kommunist, der die Bedingungen des Reichsgerichts hinsichtlich arischer Abstammung und des Beherrschens der deutschen Sprache erfüllt und seit Wochen sich um die Verteidigung der bulgarischen Angeklagten bemüht hat, am Abend des Prozeßbeginns die endgültige Ablehnung seines Gesuchs mitgeteilt worden ist. Ein Gerichtshof, der einem mit dem Tode bedrohten Angeklagten so entscheidend die Verteidigung durch einen An-

walt seines Landes und seines Vertrauens unmöglich macht, hätte allen Grund, diesem Angeklagten selbst weitgehende Freiheit in der Verteidigung zu gewähren. Sonst entfernt sich dieser Gerichtshof himmelweit von den Grundsätzen der Gerechtigkeit.

Der Präsident Dr. Büniger begründete die Ablehnung weiterer Fragen Dimitroffs mit der Behauptung, dieser habe mit dem Prozedurrecht Mißbrauch getrieben und die Fragen nur gestellt, um kommunistische Agitation zu betreiben. Es wird schwer fallen, jemanden glauben zu machen, die Frage nach dem Zustandekommen der Protokolle über die polizeilichen Vernehmungen von der Lubbe sei ohne weiteres kommunistische Agitation. Es sei denn, daß man vermutet, die Fäbrication dieser Protokolle sei in einer Weise erfolgt, deren Bekanntwerden der kommunistischen Agitation nützen müsse. Das aber hat der Gerichtshof durch seinen vorbeugenden Beschluß doch gewiß nicht lagern wollen?

Die Scheu vor kommunistischer Agitation im Gerichtssaal ist um so auffälliger und wirkt beinahe belustigend, wenn man beobachtet, wie derselbe Präsident Dr. Büniger seinen Hauptangeklagten von der Lubbe an jedem Tage immer wieder zu bewegen versucht, kommunistische Bekenntnisse von sich zu geben. Es ist gewiß nicht das Verdienst des Gerichtshofes, sondern das geistige Unvermögen dieses Werkzeuges von der Lubbe, wenn die Welt nicht täglich Brandreden des holländischen Landstreichers über die kommunistische Revolution und ihre Flammenfänge durch Brandstiftung zu hören bekommt.

Unklar bleibt die Rolle des Staatsanwaltes Dr. Teichert, der sich des Dimitroff annehmen soll, ohne daß davon bisher etwas zu spüren gewesen wäre. Seine einzige Leistung war, zu bestreiten, daß Dimitroff jemals den

Wunsch geäußert habe, daß der Verteidiger bestimmte Dokumente zur Entlastung seines Klienten beschaffen soll. Dazu ist festzustellen, daß Dimitroff, der aus seinem Mißtrauen gegen Dr. Teichert kein Hehl macht, am 25. August das Verteidigungskomitee für den Reichstagsbrandprozeß schriftlich informiert hat, er habe von Dr. Teichert 5 Publikationen angefordert. Das Verteidigungskomitee schickte am 16. September an Rechtsanwalt Dr. Teichert eine der angeforderten Publikationen und machte gleichzeitig darauf aufmerksam, daß die übrigen in der deutschen Bucherei zu Leipzig, eine der bedeutendsten Bibliotheken der Welt, ohne weiteres zu erreichen seien.

Wir werden ja erleben, ob Dr. Teichert den Wunsch seines Klienten erfüllt und wie er es tut. Einstweilen hat er sich nach unserer Auffassung recht eigenartig benommen, als er in den Zusammenstößen zwischen Dimitroff und dem Präsidenten nicht helfend und schützend neben den Angeklagten trat, den er doch verteidigen und nicht ohne Gegenwehr einem Schweigegebot des Gerichtshofes aussetzen sollte.

Wir stehen erst ganz im Anfang dieses Prozesses, der vielleicht monatelang dauern wird. Aber schon der erste Gerichtsbeschluss ist so, daß er nicht nur ungebührlich die Verteidigung eines Angeklagten einengt, sondern auch das in der ganzen Welt vorhandene Mißtrauen gegen die Leipziger Prozeßführung steigern wird. Es ist leicht, einen Angeklagten zum Schweigen zu bringen, aber unmöglich, der ganzen Welt Schweigen aufzuerlegen. Sie wird beobachten und reden. Zuletzt wird das Urteil der Weltöffentlichkeit entscheiden, und diese höchste Instanz wird andere Angeklagte verurteilen, als es der Leipziger Gerichtshof offenbar beabsichtigt.

5. Verhandlungstag

Der verwandelte Lubbe

Wb. Leipzig, 28. Sept. Die heutige Verhandlung wird um 9.45 Uhr eröffnet. Der Angeklagte Dimitroff erhebt sich und will eine Erklärung abgeben, worauf der Vorsitzende erwidert: Nein, jetzt noch nicht. — Der Vorsitzende gibt dann folgende Erklärung ab:

Die Vernehmung des Angeklagten von der Lubbe, die heute im Vordergrund stehen soll, hat sich anders gestaltet als die Vornuntersuchung. Wie sich aus den Protokollen ergibt, die über seine früheren Aussagen geführt sind, hat er damals sehr präzis, eindringlich und deutlich gesprochen. Das ist heute anders geworden. Er zeigt sich zurückhaltend, undeutlich und gibt manchmal widersprüchliche Antworten.

Der Senat hat daher beschloffen, zu den weiteren Vernehmungen, soweit sie den Angeklagten von der Lubbe betreffen, allerdings noch nicht heute, die vernehmenden Personen zuzuziehen. Als solche kämen in erster Linie in Frage der Untersuchungsrichter Reichsgerichtsrat Vogt und einige Kriminalbeamte, die für morgen geladen werden sollen. Die Vernehmung wird dann so erfolgen, daß der Angeklagte allerdings wieder gefragt wird, wobei aber im Anschluß daran, soweit es notwendig ist, gleich die früher vernehmenden Beamten gehört werden. Gleichwohl scheint aber dem Senat für eine Feststellung des Tatbestandes doch die Aussage von der Lubbe in dieser Form nicht auszureichen.

Infolgedessen werden wir heute nur die vier einzelnen Brände, zwei im Reichstag, einer im Schloß und einer im Wohlfahrtsamt in Reutföhn verhandeln und dann die Verhandlung abbrechen, da die Umstellung des Verfahrens — denn um eine solche handelt es sich hierbei, — auch noch gewisse Vorbereitungen notwendig macht.

Zusammenstoß mit Dimitroff

Angeklagter Dimitroff erhebt sich und ruft: Ich möchte eine Erklärung abgeben, eine wichtige! — Vorsitzender: Das lehne ich ab. Sie sind nicht berechtigt, bei jeder denkbaren Gelegenheit Erklärungen abzugeben. Wann solche Erklärungen abzugeben sind, bestimmt die Prozedurordnung und bestimmte im übrigen ich. — Angeklagter Dimitroff: Ich muß erklären, daß am Samstag den deutschen... — Vorsitzender (unterbrechend): Halt! — diese Erklärung lasse ich nicht zu. Heute wird die Vernehmung von der Lubbe durchgeführt. — Angeklagter Dimitroff: Ich stelle fest, daß ich nicht die Möglichkeit habe... Vorsitzender: Sie

haben hier gar nichts festzustellen. Sie haben sich zunächst an Ihren Verteidiger zu wenden. — Dimitroff (schreit erregt): Ich verteidige mich selbst hier.

Lubbe bleibt einsilbig

Der Vorsitzende ruft nunmehr den Angeklagten entschieden zur Ruhe und setzt die Vernehmung von der Lubbe über die Vorbereitungen zu seiner Tat fort. In der Pause der Verhandlung, sagt der Vorsitzende: Wir kommen jetzt zum Samstag, den 25. Februar. Die letzten Tage waren Sie in der Alexandrinenstraße. Ist das richtig? — Der Angeklagte von der Lubbe äußert bei dieser und allen folgenden Fragen des Vorsitzenden

keine Antwort. — Vorsitzender: Sie haben sich zunächst an Ihren Verteidiger zu wenden. — Dimitroff (schreit erregt): Ich verteidige mich selbst hier.

es müßten öffentliche Gebäude angezündet werden. — Lubbe: Nein. — Vorsitzender: Sie haben nachher Streichhölzer und Kohlenanzünder gekauft. Dessen erinnern Sie sich wohl noch? — Angeklagter: Ja. — Vorsitzender: Sie haben früher gesagt, Sie seien am Sonnabend von der Alexandrinenstraße in Richtung Hermannplatz gegangen. Sie haben dann in der Pignier Straße nochmal Kohlenanzünder gekauft. — Vorsitzender: Damals hatten Sie also den Schluss schon gefaßt, die Anzündung vorzunehmen? — Angeklagter: Nicht endlich. — Vorsitzen-

Der: Das heißt also, Sie waren noch nicht fest entschlossen gewesen? — Angeklagter: Ja. — Aus weiteren Fragen ergibt sich dann, daß der Angeklagte in Richtung Wohlfahrtsamt Reutkölln am Mittelweg gegangen ist. Dieses Wohlfahrtsamt liegt ziemlich einseitig und ist eine lange Dohlarade, die sich etwa 100—120 Meter die Straße entlang erstreckt. Als der Angeklagte zum Wohlfahrtsamt kam, war es noch hell, so daß er sich noch einmal entfernte, um gegen 6.30 Uhr wiederzukommen.

Vorsitzender: Wie sind Sie in das Wohlfahrtsamt hineingekommen. — Angeklagter:

Ich bin über die Tatten gestiegen.

Der Vorsitzende stellt weiter durch Fragen, die der Angeklagte immer nur abgerund und unwillig beantwortet, folgenden Tatbestand fest: Der Angeklagte hat in ein offenes stehendes Fenster ein halbes Paket brennender Kohlenanzünder hineingeworfen. Dieses Paket fiel auf eine geschlossene Tür. Es hat dort eine Zeitlang weitergebrannt, auch die Tür angekokelt, ist dann aber ausgegangen. Lubbe ist dann auf das Dach geklettert und hat dort ein größeres Paket brennender Kohlenanzünder hingeworfen, obwohl auf dem Dach Schnee lag. Dann ist er wieder heruntergeklettert und hat brennende Kohlenanzünder in ein anderes Fenster hineingeworfen. Die Brandstiftung wurde dadurch entdeckt, daß der in der Nähe lebende Polizeioberwachmeister Albrecht von einem Zivilisten auf die auf dem Dach brennenden Kohlenanzünder aufmerksam gemacht wurde. Albrecht hat dann mit anderen Zivilisten das Feuer gelöscht.

Er hat bei dieser Gelegenheit die Brandheulen eingeschaltet.

Die Brandfackel am Rathaus

Aus den weiteren Vorhalten des Vorsitzenden, auf die der Angeklagte nun abgerund befragt wird, ergibt sich, daß der Angeklagte sich dann schnell entfernt und mit der U-Bahn nach dem Alexanderplatz gefahren ist. Er ist dann die Königstraße entlang gegangen und gegen 7.15 Uhr abends am Rathaus eingetroffen. — Vorsitzender: Das Rathaus hatten Sie sich wohl vorher schon am Tage angesehen? — Angeklagter: Ja. — Vorsitzender: Und da hatten Sie gesehen, daß in einem Kellerraum ein Fenster offenstand? — Angeklagter: Ja. — Auf die Frage des Vorsitzenden, was er nun an dem offenkundigen Fenster in der Rathausstraße gemacht habe, erwidert der Angeklagte: Ein Brandpaket hineingeworfen. Der Angeklagte hat sich auch hier wieder schnell entfernt. Der Vorsitzende verliest aus der Anklageschrift, daß dieser Brand sich etwas intensiver entwickelt hat als der im Wohlfahrtsamt.

Der Vorsitzende stellt zu dieser Brandstiftung abschließend fest, daß das Feuer, wenn es nicht rechtzeitig gelöscht worden wäre, leicht einen großen Umfang hätte annehmen können, da die neben dem Brandfackel gelegenen Räume leicht brennbare Gegenstände enthielten. Von der Lubbes Verteidiger Dr. Senfert fragt den Angeklagten, ob er denn erkannt habe, daß die hinter dem Fenster gelegenen Räume als Wohnräume dienten. Der Angeklagte bejaht diese Frage.

Und am Schloß ...

Der Vorsitzende befragt nun mit dem Angeklagten die dritte Brandstiftung, die dieser an demselben Samstag, am 23. Februar, verübt hat, die Brandstiftung im Berliner Schloß. Von der Lubbe ist vom Rathaus zum Schloß gegangen. Dort war an dem großen Sölanderportal an der Westfront ein Gerüst aufgestellt. An der Gerüstleiter ist der Angeklagte zum Dach hinaufgeklettert und hat in ein offenkundiges Doppelfenster ein halbes Paket Kohlenanzünder mit dem Erfolg geworfen, daß das Fensterglas zerbrach und die Stube verqualmt wurde. Dann sah von der Lubbe auf dem Dach einer Mauerseite ein Laubengerüst, an dem im Sommer Gränzpflanzen emporkletterten. Lubbe versuchte, die Gerüststangen der Laube in Brand zu setzen, zuerst mit Kohlenanzündern, dann mit Streichhölzern. Er hatte einige der Stangen verbrannt, einige waren auch angekokelt, dann hatte der starke Wind auf dem Dach sehr bald das Feuer gelöscht.

„Kann ich nicht sagen“

Auf die Frage des Vorsitzenden, was er mit den Brandstiftungen erreichen wollte, antwortete von der Lubbe, daß er das zu jener Zeit selbst nicht gewußt habe. Der Vorsitzende weist in diesem Zusammenhang auf die Aussagen des Zeugen Heßia und auf die Gesprüche hin, die von der Lubbe vor dem Wohlfahrtsamt geführt habe. Eine Reihe von Aussagen hätte Aufzeichnungen von dem Angeklagten gehört, die er auch zum Teil angegeben habe, etwa des Inhaltes, in Deutschland ginge es viel zu langsam, die Arbeiter seien viel zu feige. Von der Lubbe habe sogar einmal gesagt, er bleibe nur noch bis zum 5. März in Berlin und wenn bis dahin nichts gemacht wäre, werde er wieder nach Holland zurückkehren; es handele sich durchweg um Aufzeichnungen, die weit auslugen in die Schlussworte, es müsse Revolution gemacht werden, es sei noch nicht zu spät dazu.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob dies die Absicht bei diesen Brandstiftungen gewesen sei, antwortete der Angeklagte mit nein. — Vorsitzender: Sie haben aber doch gesagt, die Arbeiter sollten ausgerüstet werden. Wodurch sollten sie denn ausgerüstet werden? — Angeklagter: Kann ich nicht sagen. — Vorsitzender: Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem Angeklagten einmal seine politische Einstellung vorhalten, wie er sie

vor dem Untersuchungsrichter am 23. April

geäußert hat. Auf die Frage, wozu er protestieren wollte, hat der Angeklagte damals folgendes ausgesprochen: Ich wollte protestieren gegen das System, das heute von den Nationalsozialisten ausgebaut wird, und kann auch besser sagen gegen das kapitalistische System. Unter kapitalistischem System verstehe ich den ganzen heutigen gesellschaftlichen Aufbau. Was ich für einen Aufbau haben will, kann ich nicht sagen. Ich sehe in dem gesellschaftlichen Streben Kräfte, die einen neuen Aufbau bestimmen werden. Die neuen Kräfte, die ich in dem Klassenantreten des Proletariats sehe,

will ich unterstützen. Ich will damit sagen, daß es sich um völlig neue Kräfte handelt, die darin bestehen, das Organ des Proletariats, die Gewerkschaft vom Kapitalismus, selbständig aufzutreten. Ich unterstütze diese Kräfte, wo sie zum Ausdruck kommen. Was sie dann machen sollen, das bestimmen diese Kräfte selbst. In dem Moment, wo ich mich beteilige, weiß ich auch, was das für Kräfte sind. Das heutige kapitalistische System will ich beileben dadurch, daß die Klassenkräfte des Proletariats zum Ausdruck kommen. Die Überwindung des Kapitalismus kann nicht geschehen durch den Stimmzettel. Sie kann nur geschehen durch das tatkräftige Auftreten der werktätigen Leute.

Das ist natürlich die Revolution.

Um in einer Revolution zu kommen, ist Fortentwicklung und Fortentwicklung werden muß das selbständige Auftreten, das man schon in den letzten Jahren bei einzelnen Gruppen

der Arbeiter gesehen hat. Unter Revolution verstehe ich die Beilegung des kapitalistischen Systems durch gewalttätigen Nebergang zum proletarischen System. Die Anzündung des Wohlfahrtsamtes war eine kleine Strömung in dem großen Strom der Revolution. Meine Handlung, so hat von der Lubbe gesagt, war lediglich Mitarbeit. Meine Handlung kann die Entwicklung der Revolution nicht bestimmen.

Darauf tritt eine kurze Pause ein.

„Dann will er nicht antworten“

Nach Wiedereröffnung der Sitzung fragt der Vorsitzende den Angeklagten: Sie haben uns die Brande heute klarer geschildert als an den vorhergehenden Verhandlungstagen. Sind Sie bei den Brandstiftungen im Wohlfahrtsamt, im Rathaus und im Schloß allein gewesen? — Angeklagter: Ja.

Vorsitzender: Sie sagten anfangs, Sie hätten diese Brandstiftungen aus sich heraus unternommen. Nun habe ich einige Umstände vorgetragen, die auf Ihre politische Einstellung Bezug haben. Ich habe besonders hervorgehoben, daß Sie vor dem Untersuchungsrichter sich sehr eingehend darüber ausgelassen haben, wie Sie zur Frage der Gewaltanwendung stehen. Sie sind also der Ansicht, daß eine Aenderung der jetzigen Zustände in Ihrem Sinne nur mit Gewalt erfolgen könne. Sie haben weiter gesagt, daß eine Revolution nicht zu vermeiden sei. Wollen Sie sich auslassen zu dem, was ich eben als Ihre Ansicht vorgetragen habe? — Der Angeklagte von der Lubbe

hält den Kopf tief gebeugt und schweigt.

Nach einigen Minuten fragt der Vorsitzende: Ist das Ihre Ansicht, daß das Volk, das die Proletarier aufgemuntert werden müssen, damit sie in Bewegung kommen, damit sie sich selbst zur Befreiung bringen müßten und daß das mit Gewalt geschehen müsse? — Von der Lubbe verharret in gezwungener Haltung weiter im Schweigen.

Der Vorsitzende fragt den Sachverständigen Med. Rat Schäß, wie man den Angeklagten zur Beantwortung der Frage bringen könne. Med. Rat Schäß erklärt, die einzige Möglichkeit sei, zuzureden. Wenn er dann immer noch nicht antwortet,

dann wolle er nicht antworten.

Med. Rat Schäß wird als Zeuge und Sachverständiger verpflichtet und äußert sich über seine Beobachtungen des Angeklagten. Er sei der Überzeugung, daß von der Lubbe sehr wohl der Verhandlung folgen und auch sehr wohl auf die Fragen antworten könnte, wenn er das wollte. Er halte das Verhalten Lubbes für eine ganz typische und bewusste Verteidigungshaltung. Von der Lubbe wolle nicht antworten, weil er dies für das Beste halte, und weiche bewußt den Fragen aus.

Auf wiederholtes Fragen des Vorsitzenden schweigt von der Lubbe weiterhin hartnäckig und ändert seine Haltung nicht.

Was Lubbe früher gesagt haben soll

Vorsitzender: Dann können wir also nichts machen. Wir müssen diese Auslassungen durch Vernehmung namentlich des Untersuchungsrichters und durch Verlesungen feststellen. Endgültig können diese Fragen ja erst geklärt werden, wenn der Reichstagsbrand selbst verhandelt wird. Ich möchte nur vorwarnen, was sich auf diesen Brand speziell bezieht. So hat der Angeklagte gesagt, als er gefragt wurde, weshalb er gerade das Wohlfahrtsamt angezündet hätte, man könnte, wenn man eine so große Sache vorhabe, und sein Ziel erreichen wolle, nicht darauf Rücksicht nehmen, daß Schaden entstehe. Es war ihm nämlich gesagt worden, er hätte dadurch die Erwerbslosen selbst geschädigt, weil bei einem Wälgen der Brandstiftung einige Tage die Ausschaltung der Unternehmung behindert worden wäre. Von der Lubbe hat weiter gesagt, das Schloß sei ihm als Objekt deshalb besonders geeignet erschienen, weil es im Zentrum der Stadt liege und, wenn es gebrannt hätte, hohe Klammern entstanden wären. Wor das der Grund, weshalb Sie gerade das Schloß ausgewählt haben?

Von der Lubbe gibt keinerlei Antwort.

Vorsitzender: Daß von der Lubbe sich gerade die öffentlichen Gebäude zur Brandstiftung ausgesucht hat, hat er in der Voruntersuchung damit erklärt, daß er ja das gegenwärtige System bekämpfe und darum sich an die Gebäude halten wollte, die zu diesem eben gehörten.

Die Bulgaren in Kampf

Auf Anweisung des Vorsitzenden gibt der bulgarische Dolmetscher dann den bulgarischen Angeklagten eine kurze Darstellung der Vernehmung von der Lubbe. Popoff erklärt, er habe aus den Aussagen von der Lubbe nicht entnommen, daß er an der Brandstiftung beteiligt sein soll. — Vorsitzender: Die Beteiligung an diesen Brandstiftungen wird Popoff auch nicht zur Last gelegt. — Popoff: Ich habe von der Lubbe niemals im Leben gesehen und habe nichts mit ihm zu tun. — Auch der Angeklagte Taness erklärt, Brandstiftungen seien eine persönliche Angelegenheit Lubbes, mit der er nichts zu tun habe.

Von der Lubbe ist inzwischen auf seinem Sitz immer weiter in sich zusammengesunken. Sein Kopf ruht tief gebeugt auf seiner Brust.

Der Angeklagte Dimitroff erklärt: Wenn von der Lubbe normal ist, wie die sachverständigen Professoren das feststellen wollen, dann gibt es nach meiner Meinung nur eine einzige Hypothese. ... Der Vorsitzende unterbricht den Angeklagten und weist ihn daran hin, daß er sich zu der Aeußerung von der Lubbe erklären solle.

Dimitroff: Es gibt nur die einzige Hypothese, daß von der Lubbe ein großes Verbrechen gegen das Proletariat begangen hat und unter der Last dieses Bewußtseins schweigt. Der Angeklagte zeigt dabei mit dem Finger auf von der Lubbe und spricht in diesem Zusammenhang von einem kläglichen Verhalten und stellt dann folgende Frage an von der Lubbe: Hat dieser Mann einmal in seinem Leben meinen Namen gehört?

Vorsitzender: Sie sollen sich auf die drei Einzelbrände beschränken. Sie sind in der Anklage nicht beschuldigt, daran beteiligt zu sein. Folglich gehört diese Frage nicht hierher, und ich lehne sie ab. Dimitroff: Warum fant von der Lubbe einmal ja, einmal nein, ein drittes Mal ja und nein? — Vorsitzender: Ich lehne diese Frage ab. Der Vorsitzende richtet dann an von der Lubbe die Frage, warum er auf die Fragen über seine Angaben vor dem Untersuchungsrichter vorher nicht geantwortet habe. — Von der Lubbe schweigt auch weiterhin. — Dimitroff: Ich habe eine zweite Frage: Hat von der Lubbe die Protokolle

persönlich durchgesehen und unterschrieben?

Vorsitzender: Diese Frage lehne ich ab. — Dimitroff: Eine dritte Frage: Hat von der Lubbe mit jemandem persönlich über diese drei Brände gesprochen? — Vorsitzender: Was soll diese Frage bezwecken? — Dimitroff: Ob er mit jemandem Vereinbarungen getroffen hat. — Vorsitzender: Diese Frage lehne ich ab. Ich habe von der Lubbe wiederholt ausdrücklich gefragt, und er hat gleich darauf geantwortet, indem er sagte, er habe die Sache aus sich heraus gemacht. — Dimitroff: Eine letzte Frage:

Warum hat von der Lubbe dieses ungeheure Verbrechen gegen die Arbeiterklasse und gegen den Kommunismus begangen und mit wem?

Vorsitzender: Diese beiden Fragen lehne ich auch ab. Ich lasse keine weiteren Fragen von Ihnen zu, weil ich der Ansicht bin, daß Sie nur Fragen stellen, die entweder schon beantwortet sind oder nicht zur Sache gehören. — Dimitroff: Ich habe einen Vorschlag an Sie. — Präsident Bürger: Der Senat zieht sich zurück und beschließt, ob er Sie noch anhören will. — Während der Senat den Saal verläßt, ruft Dimitroff noch: Ich habe einen Antrag zu stellen.

Nach kurzer Beratung verkündet der Vorsitzende folgenden Beschluß: Der Senat hat beschlossen: Weitere Fragen des Angeklagten Dimitroff werden nicht zugelassen, weil Dimitroff mit dem Prozessrecht Mißbrauch getrieben und die Fragen nur gestellt hat, um kommunistische Agitation zu treiben. Er sagt hinzu: Dimitroff, damit ist Schluss mit Ihnen, und wenn Sie Anträge zu stellen haben, so wenden Sie sich an Ihren Verteidiger! Dimitroff ruft: Ich protestiere und setzt sich dann.

Der Vorsitzende erklärt dann, daß er bei Beginn der morgigen Verhandlung den Untersuchungsrichter als Zeugen vernehmen werde.

Die weitere Verhandlung wird dann auf Mittwoch verlagert.

Van der Lubbe bei den Nazis

Von der Lubbe hat ganz gewiß im August 1932 sich bei Nationalsozialisten aufgehalten. Van der Lubbe hat sich auch sicherlich als Nationalsozialist ausgegeben. Zur Unterstützung dieser Tatsache besitzen wir ein unüberlegliches Zeugnis, nämlich das Zeugnis des Zentralorgans der Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei, des „Völkischen Beobachters“.

Es handelt sich um folgendes: Bei der ersten Verhandlung des Reichstagsbrandprozesses haben die Zeugen Vindecker und Sommer versichert, daß der Mann, welcher im August 1932 in Sörnewitz und Brodowitz die Nacht verbracht und dort nationalsozialistische Führer getroffen hat, bei denen er sich als ein Nationalsozialist ausgab, keineswegs von der Lubbe war, obwohl das Braundbuch das Gegenteil behauptet. Es hätte sich um einen gewissen Parge oder Barge gehandelt, der schließlich gerichtlich verfolgt und zu einer Geldstrafe verurteilt worden sein soll, weil er Logis und Essen nicht bezahlt habe.

Im Augenblick, als der erste Zeuge den Namen Borgen aussprach, ist von der Lubbe in Sachen ausgebrochen und der Präsident des Gerichts hat geplatzt, ihn nach dem Grund fragen zu müssen. Darauf antwortete der Angeklagte, daß die Verhandlungen ihm komisch vorkämen.

Um seine Haltung zu begreifen, genügt es, auf die Zeit zurückzugreifen, die dem Reichstagsbrand unmittelbar folgte. In der Berliner Morgenausgabe des „Völkischen Beobachters“ vom 28. Februar 1933, der ersten Nummer des Blattes, die nach dem Brande erschien, konnte man lesen, daß der im Reichstag verhaftete Brandstifter einen holländischen Päch auf den Namen van Dergen besaß.

Der Mann, der sich mit den Nazis von Sörnewitz unterhielt, war von der Lubbe, der bereits 1932 nationalsozialistische Ueberzeugungen anher und einen Päch auf den Namen von Dergen oder Borgen bei sich trug.

Der große „Unbekannte“

Am 26. Febr. (Anpreß) In ihrer Nummer 331 erklärt die „Kölnische Zeitung“, daß der Mann, der in Sörnewitz mit Naziführern zusammen war, weder von der Lubbe, noch von Dergen noch Borgen hieß, denn sie sagt, daß ein Unbekannter wegen Schwindeleien verurteilt wurde.

Die Verurteilung eines „Unbekannten“ ist ein Novum in der gesamten Justiz.

Kein brasilianischer Journalist in Leipzig

Leipzig, 27. September. (Fig. Ver.)

Man erinnert sich, daß Dr. Saß den Leipziger Gerichtshof darauf aufmerksam machte, ein brasilianischer Journalist habe den Prozeß als Parce bezeichnet.

Der Oberreichsanwalt Werner hat nunmehr erklärt, daß die angeordneten Erhebungen ergeben haben: Es gibt überhaupt keinen brasilianischen Journalisten, der dem Prozeß beiwohnt.

Diese Erklärung bestätigt unsere Meldung, daß Dr. Saß die Absicht hatte, die gesamten Vertreter der ausländischen Presse zu verwarren.

Eine französische Stimme

Die Weigerung, ausländische Rechtsanwälte zuzulassen

Paris, 27. September.

Der „Temps“ urteilt:

Man weiß, daß die Familien der vier Angeklagten Torgler, Dimitroff, Taness und Popoff sich an drei Pariser Rechtsanwälte, Campinchi, Torres und Moro Gialfieri, gemandt hatten, um ihnen die Verteidigung anzuvertrauen. Sie wurden von dem Gerichtshof nicht zugelassen, indem man einwand, daß sie nicht ausreichend die deutsche Sprache beherrschten.

Anfangs Juli begab sich Rechtsanwalt Deschess aus Sofia nach Leipzig, um sich mit der Verteidigung der drei bulgarischen Angeklagten zu beschäftigen. Alle deutschen Rechtsanwälte und Rechtslehrer weigerten sich, mit ihm zusammen zu arbeiten.

Anfangs August wurde Rechtsanwalt Deschess benachrichtigt, daß er sich, ohne als Verteidiger zugelassen zu werden, mit seinen Klienten in Gegenwart des Untersuchungsrichters und dem Dolmetscher unterhalten könne. Er konnte auch mit dem Rechtsanwalt der drei Bulgaren, Rechtsanwalt Teichert, verhandeln. Dieser hat diesen Modus der Zusammenarbeit angenommen und Rechtsanwalt Deschess beauftragt, ihm eine Anzahl von Dokumenten an beizugeben, die für die Verteidigung seiner Klienten nützlich wäre. Nichtsdestoweniger in Rechtsanwalt Deschess bis heute nicht gestattet worden, den Verhandlungen beizuwohnen. Taggen erhielt ein anderer bulgarischer Rechtsanwalt, Grigoroff, diese Erlaubnis, aber er hat sich mit den Angeklagten nicht unterhalten dürfen, selbst nicht über rein persönliche Fragen, welche die Familien betreffen, die ihnen Aufträge übermitteln haben.

Die Schwester Dimitroffs versichert heute, daß die bulgarischen Angeklagten und ihre Familien das Mögliche getan haben, damit die Verteidigung von Pandschew übernommen würde. Der Gerichtshof hat sich in diesen Fällen ablehnend verhalten.

Zu Beginn der heutigen Verhandlungen hat sich Dimitroff von seinem Platz erhoben, und um die Erlaubnis gebeten, eine Erklärung abgeben zu dürfen, welche der Präsident nicht anhören wollte. Dimitroff hat dann noch mehrmals das Wort genommen, aber er wurde jedes Mal unterbrochen. Als der Präsident ihn an seinen Rechtsanwalt verwies, sagte er: „Ich verteidige mich selbst.“

Tod eines Ruhmlosen

In Berlin ist am 26. September der frühere Reichsinnenminister Dr. Franz Bracht gestorben. Der Name weist kaum mehr ein Echo. So sehr ist im rasenden Strom der Geschicke schon vergessen, wer dieser Bracht eigentlich war.

Zunächst ein braver katholischer Regierungsbeamter, im Kuffrieg geübt wie alle Katholiken in der Monarchie. Im Jahre 1911 wurde er Regierungsrat im Reichsversicherungsamt. Das war nicht gerade ein Beginn, der große Karriere versprach. Erst nach der Revolution von 1918 begann der Aufstieg von Dr. Bracht. Er wurde unter Stegerwald Ministerialdirektor im Wohlfahrtsministerium und unter Dr. Marx Chef der Reichskanzlei. 1924 wurde er zum Oberbürgermeister von Essen gewählt. Inzwischen hatte er die richtige Konjunkturwitterung bekommen. Der Günstling des Zentrums entwickelte sich nach rechts und suchte und fand gute Beziehungen zur Schwerindustrie und zu Herrn von Papen. Seine Stadt Essen galt allgemein als gut verwaltet, so daß sich mehr und mehr die Blicke als einen zukünftigen Minister- oder gar Kanzlerkandidaten auf ihn richteten. Als Franz von Papen durch eine lange Kette von Intrigen endlich an seinem Ziele war und zum Regenten Preußens ernannt wurde, berief er Bracht zu seinem Gehilfen und delegierte ihm wichtige Nachbeschlüsse. Als Exekutivorgan des Reichskommisars und Reichskanzlers von Papen führte Dr. Bracht am 20. Juli die Amtsentsetzung der preussischen Minister durch. Der Bürokrat und Oberbürgermeister schien zu einem Führer der hohen Politik geworden. Es wurde aber bald still um ihn. Einmal erregte er noch die Ratton, aber nur zum Lachen, als er bei beginnendem Winter einen Eitelkeitsverlust für die Wälder herausgab. Dann wurde er im Dezember 1932 im Kabinett Scheidter Reichsinnenminister. Als Hitler kam, warf er ihn — ein wohlverdientes Schicksal — hinaus. Seine Laufbahn endete, wie es immer bei Politikern geht, die sich als Werkzeuge mißbrauchen lassen. Nun ist er tot. Am Tage seines Begräbnisses wird er vergessen sein.

Ein Zufall will, daß jukt am Todestage Brachts der frühere Zentrumsmminister Hirtfelder in ein Konzentrationslager verbracht worden ist. Bracht war einer der Bahnbrecher der Entwicklung, die das Zentrum zum schwachen Untergang und hervorragende Zentrumsführer in die Erziehung der SA gebracht hat. Hirtfelder soll „korrupt“ sein. Wir wissen es nicht, glauben es aber nicht. Untersuchungen und Urteile durch die Gerichte sind in dem neuen Deutschland, das sich von jeder Objektivität frei gemacht hat, nicht mehr nötig. Die junge SA entscheidet, und das Konzentrationslager öffnet sich für alle, die von ihr schuldig gesprochen werden.

Wo aber ist der Katholizismus? Wo sind die moralischen Kräfte, die einmal im politischen Katholizismus zu leben schienen?

Die Fragen verhallen im Raum. Gott schweigt, und tief beugt sich die menschliche selbe Schwäche unter die herrschende Gemeinheit.

Beerdigung als Nazi-Demonstration Nazitreiben im Saargebiet

Reunkirchen, den 26. September 1933.

Hier wurde heute nachmittag der in Notwehr erschossene Nationalsozialist Ernst Demmer zu Grabe getragen. Die NSDAP. befahl den Gesandten, diese Gesellschaft zu einer politischen Demonstration auszunutzen. Circa 9.000 Menschen aus allen Teilen des Saargebietes und des Reiches waren durch Befehl der Gauleitung zusammengetrommelt worden. Fahnen- und Kranzträger in offenkundiger Uniformierung (Schwarze Stiefel, schwarze Hosen, weißes Hemd, schwarzer Binder) marschierten, von zivilen Hakenkreuzern gefolgt, zur Geschäftsstelle der NSDAP., wo die Leiche seit gestern nachmittag aufgebahrt war.

Die ganze Aufmachung der Beisetzungsfierlichkeiten erweckte das peinliche Gefühl, daß der Tote nebenächlich sei, ja man konnte den Eindruck gewinnen, daß Demmer seiner Partei durch seinen Tod einen größeren Dienst als der Lebende erwies. Das, dessen Tod der nationalsozialistischen Landesleitung so kurz nach der roten Demonstration in Reunkirchen nicht unangelegen kam.

Der sich von dem nationalsozialistischen Rundgebungscharakter dieser Beisetzung nicht in Bann schlagen ließ — und das waren viele unter denen, die zum großen Teil aus Reunkirchen die Straßen säumten, — empfand selbstverständlich Mitleid mit den Angehörigen, die einen Menschen aus ihrer Mitte verloren haben als Opfer einer von Tag zu Tag mehr steigenden Hebe, die es versteht, die saarndeutschen Menschen in zwei feindliche Lager zu spalten.

Der Grabredner der Partei, der den Toten mit Hork Bessel verglich, stellte die Behauptung auf, Demmer sei erschossen worden, weil er von links nach rechts gewechselt sei und weil er seine Heimat verteidigt habe.

Diese Darstellung hat bei allen, die die bekannten Zusammenhänge dieser doch höchst zufälligen betrunkenen Witzhandeinandernehmung kennen, das Gefühl der Verbitterung gegenüber der nationalsozialistischen verlogenen Phrasenhaftigkeit verstärkt und die Verachtung einer Bewegung, die Menschenopfer glorifiziert und daraus politisches Kapital schlägt, vertieft.

Demmer ist letztlich ein Opfer der seit vierzehn Jahren betriebenen Hebe der nationalsozialistischen Führung, die mit einer beispiellosen Hemmungslosigkeit von Mäandern aus den Bruderkampf ins Land trug und ihn heute auf dem letzten Stück freien deutschen Bodens so unheilvoll fortsetzt.

Französischer Journalist beschimpft

Ein französischer Journalist, ein Vertreter der „Agence Havas“ wurde von einer Gruppe aus geleiteter Pöbel mit provozierenden Redensarten bedacht. Eschientlich sah neben den Journalisten helle, verlor sich man ihn mit Redensarten heranzufordern. So sagten die Franzosen u. a., daß heute ja noch Franzosen an die Saar kommen könnten, nach 1935 werde das in anders, wehe ihnen, wenn man dann einen erwische. Es war die Rede davon, daß sehr wieder „Kugeln berichte“ an die französische Presse telegraphiert würden und auch der interessante Ausdruck „Franzosen-schweine“ fiel.

Das beste Symbol

Die Budapest Nationalsozialisten haben beschlossen, anstatt des in Ungarn verbotenen Hakenkreuzes in Zukunft ein neues Parteisymbol zu tragen, das ein futuristisches Schwert darstellt. Richtiger kann die Worbewegung nicht gekennzeichnet werden.

Wird Genf gesprengt?

Die „Instruktionen“ des Propaganda-Göbbels an die Presse

Wie aus Berlin berichtet wird, hat der Propagandaminister Göbbels den Blätter Anweisungen zu publizistischen Behandlungen der Genfer Verhandlungen erteilt, die erkennen lassen, nach welcher Richtung die Hitler-Regierung die Abrüstungskonferenz dirigieren möchte.

In diesem Dokument, das als „besonders wichtiges Material“ gekennzeichnet wird, befindet sich folgende Passage:

„Dieses Material eignet sich besonders als Gegenstück gegen die von Frankreich immer wieder ausgesprochenen Behauptungen von einer angeblichen deutschen Aufrüstung und gewinnt Bedeutung im Hinblick auf die Schuldfrage bei einem etwaigen Scheitern der Abrüstungskonferenz.“

Es ist dringend geboten, immer wieder diese Gedankengänge in der Presse, in Zeitschriften, in Vorträgen usw. zu behandeln.“

Besonders charakteristisch ist das dritte Dokument. Am Schluß wird klar heraus angeprochen:

„Die Jugendskandalle von deutscher Seite sind erschöpft, jetzt muß endlich Frankreich Farbe bekennen: Abrüstungswilligen zeigen oder die Schuld am Scheitern der Konferenz auf die eigenen Schultern nehmen!“

Unter Punkt 5: „Was ist „Aufrüstung“? heißt es: „Aufrüstung sind die Rüstungen, die über das zur Gewährleistung der nationalen Sicherheit notwendige hinausgehen und einen Angriffskrieg ermöglichen.“

Keine Aufrüstung ist die Herstellung des in Artikel 8 des Pactes schiedlichen vertraglichen Zustandes nationaler Sicherheit, den Deutschland durch Abrüstung der anderen und Gleichberechtigung mittels Rüstungsabgleichung erstrebt.“

Unter Abschnitt 2 (im einzelnen interessiert Punkt 4 (Wehrverbände). Dort heißt es:

„Deutsche Wehrverbände haben nur politischen, keinen militärischen Charakter. Ihre Ausbildung erstreckt sich lediglich auf körperliche Erziehung und Erziehung im nationalen Denken (Geländesport)“.

Inwiefern der „Geländesport“, lies: Wehrsport, lies: militärische Ausbildung, die Erziehung im nationalen Denken bewirken soll, muß bis zur Verbrünnung geeigneter Beweise als ein Geheimnis der amtlichen deutschen Propaganda betrachtet werden, deren Minister Göbbels ja auch den Redaktionen verboten hat, Bilder vom Geländesport und überhaupt Nachrichten über Geländesport ohne seine vorherige Genehmigung zu publizieren.

Die übrigen Positionen des Ablasses 2 sind hier ohne Interesse. Den deutschen Zeitungen wird empfohlen, dafür einzutreten, daß Angriffswaffen abgeschafft und zerstört werden müßten, daß die Militärluftfahrt — bei anderen, natürlich, denn Deutschland baut ja selbsthaft Kriegsmaschinen — verboten und völlig zerstört werden solle, und das insbesondere der heimische Krieg, einschließlich der Vorbereitungen dazu, allgemein zu verbieten sei.

Unter Abschnitt 3 gibt es dann noch eine Gegenüberstellung „Französische Sicherheit — Deutsche Unsicherheit“, aus der Späher halber erwähnt werden soll, daß unter dem Rubrum „Frankreichs Sicherheit beruht darauf“ unter Punkten a-1 die Faktoren der französischen Sicherheit aufgezählt werden, und unter ihnen, wohlgerne als letzter Punkt „1.“ die friedfertigen Erklärungen des deutschen Reichskanzler“.

Göbbels gibt Festessen

Für den Polen

Genf, 26. September. (Eig. Ber.)

Nazi-Göbbels hatte heute ein Festessen veranstaltet zu Ehren des — polnischen Außenministers Be. d. Früher, bevor die Nazis in der Regierung waren, hieß es bei ihnen immer: „Gen Ostland wollen wir reiten!“ Jetzt, wo sie die Regierungsmacht allein in Händen haben, laden sie die Polen — zu Festessen ein! Arme betrogene Nazi-Ländlinge!

Argentinien tritt wieder bei

Buenos Aires, 26. Sept. (Havas.)

Der argentinische Senat hat einstimmig den Beschluß gefaßt, den Beitritt Argentiniens zum Völkerbund zu erklären. Hinsichtlich des auf die Monroe-Doktrin bezüglichen Artikels 21 des Völkerbundespaktes wurde bei der Abstimmung ein Vorbehalt ausgesprochen.

Paul-Boncour und Dollfuß

Paris, 27. Sept. Der „Petit Parisien“ läßt sich aus Genf melden, daß bei der Unterredung Paul-Boncour-Dollfuß dieser den Bunde ausgesprochen habe, französisch-österreichischen Beziehungen möchten noch herzlicheren Charakter annehmen. Dollfuß beabsichtige, den Unabhängigkeitswillen Österreichs in einer Rede taktvoll und klar zu entwickeln, und zwar im Angesicht des Reichsaussenministers v. Neurath und im Angesicht seines persönlichen Gegners Dr. Göbbels, der seine Mundstümpfe gegen Österreich fortsetze.

Saardelegationen

Die Freiheitfreunde — und die andern

Saarbrücken, 27. Sept. 1933.

Aus den nichtgleichgeschalteten Kreisen der Saarbevölkerung, die die Freiheit ihres Gebietes gegen den Terror Hitlers verteidigen, und als Vertreter der Sozialdemokratischen Partei werden der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei und der Sozialdemokratischen Landesdelegation, Chefredakteur M. Braun, und der sozialdemokratische Landesratsabgeordnete Lieser nach Genf fahren, um dort den Standpunkt der freiheitsliebenden Saarbevölkerung zu vertreten.

Nach einer mib. Meldung ist auch eine Delegation der saarländischen Gleichgeschalteten nach Genf abgereist, der außer den früheren Mitgliedern auch je ein Vertreter der NSDAP. und der DVP. des Saargebietes angehören. Wenn das so zutrifft, dann wären das nach Adam Riese acht Personen — was so ungefähr der Vertretung einer Grokmacht in Genf entspricht.

Konflikt mit Sowjet-Rußland

Pressevertreter sollen Deutschland verlassen

Berlin. Die Sowjetregierung will sämtliche Vertreter der Sowjetpresse binnen drei Tagen aus Deutschland zurückziehen und hat den deutschen Pressevertretern in Moskau nahegelegt, die Sowjetunion ebenfalls zu verlassen.

An der Schweizer Grenze

Die Zusammenstöße mehren sich

Basel, den 27. September 1933. (Zula.)

Ein neuer Grenzzwischenfall, der an Schwere jenen von Ramen noch übertrifft, hat sich in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag bei der Grenzstelle Otterbach ereignet. Von Basel herkommend wollte ein von drei Reichsdeutschen besetztes Auto die deutsche Zollstelle nach Weil passieren; es entstand Differenzen mit den Nazi-Beamten, die sofort nach Weil telephonierten. Innerhalb kurzer Zeit war ein Auto mit 10 schwerbewaffneten SA-Leuten zur Stelle. Die deutschen Automobilisten flüchteten auf Schweizer Gebiet zurück, die Nazis ihnen nach und holten sie ein. Es entspann sich zwischen den Flüchtlingen und den SA ein heftiger Kampf. Die Automobilisten wurden schwer mißhandelt und dann von den Nazis über die deutsche Grenze verschleppt. Der schweizerische Grenzwachter, der allein Dienst tat, wollte vorschriftsgemäß zur Abwehr des Nazi-Überfalls auf Schweizer Gebiet vom Revolver Gebrauch machen, wurde aber von den Hitler-Banden daran verhindert, indem sie ihn zurückhielten.

Wie wir erfahren, wird sich der Bundesrat in seiner nächsten Sitzung mit dieser neuen schweren Grenzverletzung befassen.

Beachtenswert ist, daß nach dem Ueberfall ein Auto aus Basel kam, mit einem uniformierten SA-Mann in voller Uniform, der nach Weil weiterfuhr, nachdem er sich beim deutschen Grenzposten über den Vorfall hatte unterrichten lassen.

Reichswehr: „Heil Hitler!“

Gleichgeschaltet bis zum letzten Gemeinen

Der Reichswehrminister hat eine Verfügung erlassen, in der die bestehenden Bestimmungen über den Gruß der Wehrmachtangehörigen zusammengefaßt und ergänzt sind. Die Verfügung enthält folgende Anordnung:

1. Im Dienst ändert sich an den alten militärischen Grußformen nichts, gleichgültig, ob die Soldaten in Uniform, im Sporthemd, mit oder ohne Kopfbedeckung sind.

2. Gruppengruß besteht zwischen der Wehrmacht und der Polizei und den Angehörigen der früheren Wehrmacht in Uniform.

3. Ein gegenseitiges Gruppverhältnis verbindet die Wehrmacht mit den Angehörigen der nationalen Verbände. Es ist selbstverständliche Tatsache, daß auch hierbei der Jüngere und im Dienstgrad Höheren den Gruß sofort erweist. Es ist Ehrentage des Soldaten, jeden Gruß soldatisch kräftig zu erwidern.

4. Die Fahnen der nationalen Verbände sind bei Aufmärschen geschlossener Abteilungen oder öffentlichen nationalen Kundgebungen zu grüßen.

5. Der deutsche Gruß ist von Soldaten und Beamten in Uniform, wenn sie keine Kopfbedeckung tragen, in folgenden Fällen anzuwenden: a) beim Singen des Deutschlandlieds und des Horst-Wessel-Lieds, b) im außerdienstlichen Gruppverkehr innerhalb und außerhalb der Wehrmacht.

Der einem Vorgesetzten zu erweisende Gruß ist immer eine dienliche Ehrenbezeugung, die in militärischer Form geschieht.

6. Soldaten und Beamte in bürgerlicher Kleidung wenden ebenso wie die Angehörigen und Arbeiter stets den deutschen Gruß an.

7. Soldaten, welche ein Hoch anbringen, bedienen sich dabei wie bisher des alten Soldatenschlachtrufs „Hurra“.

8. Im Schriftverkehr mit Behörden und Einzelpersonen ist nichts dagegen einzuwenden, daß an Stelle langer Höflichkeitsformeln die immer mehr sich einbürgernde Form „Mit Heil Hitler!“ Anwendung findet.

9. Als besondere Ehre, lediglich für die Person des Reichskanzlers Adolf Hitler, wird bestimmt, daß er von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, soweit sie nicht dienstlich eingetreten sind, mit dem deutschen Gruß begrüßt wird. Dieser Fall tritt z. B. im Mandatvergelände bei der sich rührenden oder rastenden Truppe ein.

Eine deutsche Angelegenheit

Wie wir hören, waren Bestrebungen im Gange, jüdische Arbeitslager zu bilden. Die Reichsleitung des Arbeitsdienstes erklärt dazu, daß sie nichts mit derartigen Plänen zu tun habe. Der Arbeitsdienst sei ausschließlich eine deutsche Angelegenheit.

Judenliebchen sehen dich an!

Wir entnehmen nachstehend eine Seite „Judenliebchen sehen dich an“ der Nr. 217 des „Dakenkreuzbanners“, einer in Mannheim erscheinenden nationalsozialistischen Zeitung. Die Seite ist gesteuert mit einem Spruch des deutschen Reichskanzlers, der als Parteichef zugleich Hauptverantwortlicher für die Herausgabe solcher antisemitischer Blätter ist:

Als die nationalsozialistische Revolution in Deutschland mit liberalistischen und marxistischen Anschauungen und Begriffen aufräumte, fiel auch darunter ein von den Nazis in das Volk eingeschämmerter Begriff: Mensch ist gleich Mensch! Jahrzehntlang konnte dieses Gift eines Judenbirtus in Deutschland sein Unwesen treiben und in bewußter Teufelhaftigkeit der rassistischen Vernichtung den Boden bereiten.

„Mensch ist gleich Mensch.“ Diese Forderung stellte den Nezer neben den Weissen, den Juden neben den Arier. Seit Beginn unseres Kampfes sind wir Nationalsozialisten gegen solche Auffassungen Sturm gelaufen, haben wir gegen die Sünde wider das Blut mit einer Festigkeit ohne Gleichen gekämpft und zum mindesten schon vor unserer Macht-ergreifung erreicht, daß sich breite Massen des Volkes mit dieser Frage beschäftigten. Wir muhten es uns gefallen lassen, daß man sehr oft unseren Kampf um die Reinheit unserer Rasse als roh und brutal, ja als unmenschlich bezeichnete. Die dies taten, waren dabei leider meistens im Lager jener Volksgenossen zu finden, für die der Volksmund den Ausdruck „Spießer“ oder „Spießerbürger“ gebrauchte. Wie oft hat man in diesen Kreisen über den „Sauberdenton“ in unserer Presse geschimpft und wie oft muhten wir uns die Bezeichnung „Deher“ gefallen lassen! Ja wohl, ihr braven Spießerbürger, die ihr so gerne hinter eurem Ofen hockt und fängt gerade sein lassen, wir haben geseht, wir waren und sind es heute noch:

Die sanftlichen Deher der Wahrheit

Und Wahrheit ist, daß, wenn es nach euch gegangen wäre, heute Deutschland, statt im Aufbau begriffen, ein Trümmerhaufen wäre, mit dem auch ihr zugrunde gegangen wäret. Wahrheit ist, daß man euch mit dem ruppigsten Dreiflügel kommen muß, wenn man euch aus eurer feiten Ruhe und Denksauheit schenken will.

Und Wahrheit ist, daß, wenn in all den Jahren unseres Kampfes, so wie ihr die Schlafmütze auf dem Kopfe gehabt hättet, es eine Judenfrage nicht gegeben hätte. Aber dann hättet ihr nach wenigen Generationen Kloyangen bis zum Ueberlaufen machen können: Juden, Juden und noch mal's Juden hätten euch angesehen, so sehr wäre unsere Rasse vermanst und verpanscht, und die Moral unseres Volkes vernichtet worden.

In der Folgerichtigkeit unseres Kampfes und mit der Unerbittlichkeit, mit der wir unsere Ziele verfolgen, haben wir die Judenfrage aufgerollt und ihre endgültige Vereinnahmung gepredigt. Ja, Herrschaften, wir waren Prediger unseres Blutes, waren Prediger des Hasses gegen ein und feindliches Parasitengeschlecht, und denen wir predigten, die werden es uns noch danken. Mit dem Ausbruch unseres Volkes zur Nation muhten wir, daß nun erst die Entscheidungsschlacht um Blut, Volk und Rasse entbrennen würde, und glaubten, daß mit dem Ausbruch der Nation sich ein jeder Volksgenosse und Volksgenossin hüten würde, weiterhin mit Juden Freundschaft zu pflegen. Das aber geschah nicht überall. Wir warteten erst, dann muhten wir drohen, und zuletzt doch noch zum Mittel der rückichtslosesten Anprangerung schreiten, um gewaltiges volkstümliches Unheil und eine Verbastardierung unseres Volkes zu verhüten oder wenigstens aufzuhalten.

Seit Wochen veröffentlichen wir die Weiber arischen Blutes, die sich mit Juden abgeben.

Wir taten dies im Bewußtsein unserer heiligen Mission, die in der Reinhaltung unserer Rasse ihr Ziel hat.

Wir taten dies, um auf der einen Seite abschreckend auf artvergeßene Weiber zu wirken, und auf der anderen Seite arische Männer durch die Veröffentlichung der Namen, der für das Deutschtum verlorenen Mädchen, vor Unglück zu bewahren. Vom Großteil der Bevölkerung wurden wir verstanden, ja, wir können mit Genugtuung feststellen, daß unser vorbeugendes Verhalten in ganz Deutschland Beachtung und teilweise schon Nachahmung gefunden hat. Die Aktion erwies sich immer mehr als eine Notwendigkeit, das bewiesen die zahlreichen Zuschriften zum Inhalt, das bewiesen aber auch die gleichermäßen sich erhebenden Spießerstimmen, die von einer „Taktlosigkeit“ um. des „Dakenkreuzbanners“ sprachen. Die einen haben es begriffen, und die andern werden es noch begreifen oder sie sind dumm geboren und haben nichts hinzugelert.

Wer, wie wir in diesen Tagen, Gelegenheit hat, die furchtbare Rassenschande zu erkennen, der muß mit uns gehen und unser Wirken verstehen. Noch nie wurde uns Schriftleiter so grausam die Wirklichkeit einer am Volkskörper fressenden Eiterbeule so bewußt, wie in dieser Zeit, der wir mit der uns eigenen Konsequenz die Rassenschande verfolgen. Es ist unglaublich, wie dumm und leichtsinnig Mädchen arischen Blutes den Juden ins Garn gehen. Nicht immer ist es Schleichheit oder sittliche Verwahrlosung, in vielen Fällen ist es die typische „Mensch-ist-gleich-Mensch“-Erziehung, die das Mädchen der Rassenschande verfallen läßt. Wenn solche Frauen vielleicht auch unser Mitleid verdienen, so ist es nichtsdestoweniger unsere Aufgabe, sie erbarmungslos aus unserer Gemeinschaft auszuschließen.

Dort aber, wo unrer Leichtsin, der Gang zu Fuß und Wohlleben arische Mädchen dem Juden in die Arme trieb, muß von berufener Seite rücksichtslose Abwehr einsetzen.

Wir bringen heute die Abbildung zweier Mädchen, die dem Juden verfallen, in ihrer Schamlosigkeit so weit gingen, sich von ihrem gemeinamen (!) Mädchlichen Liebhaber in einer Stellung und Pose fotografieren zu lassen, die wiedergeben

und unsere Scham und Moral verbietet, Beide bereits zu Dirnen gewordenen Weiber verkehren mit Juden.

Sie werden einst unter denen sein, die ein Sterilisationsgesetz unfruchtbar und damit vollends wertlos macht. Mögen sie an ihrer Schande zugrunde gehen, kein Dahn wird nach ihnen krähen.

Darf man in vielen Fällen Unerfahrenheit, Rot oder sonstige Ursachen einer Judenhörigkeit zugrunde legen, so weiß man nicht, was man dazu sagen soll, daß die Frau eines städtischen Beamten,

Frau Altschmidt, Untere Elisenstraße 8, mit dem Juden

Dr. Lehmann, Dammstraße 32,

eine innige, von ihrem Mann gebildete Freundschaft unterhält. Die Bezeichnung „Deutsche Frau“ dürfte auf diese Dame nicht mehr zutreffen, zumal der Deher bei ihr zu jeder Zeit im Hause aus- und eingeht. — Einen

Juden Beck aus Berlin hat von Zeit zu Zeit die

Die Irma Dins, Kleine Mergelstraße 8, hält es mit dem

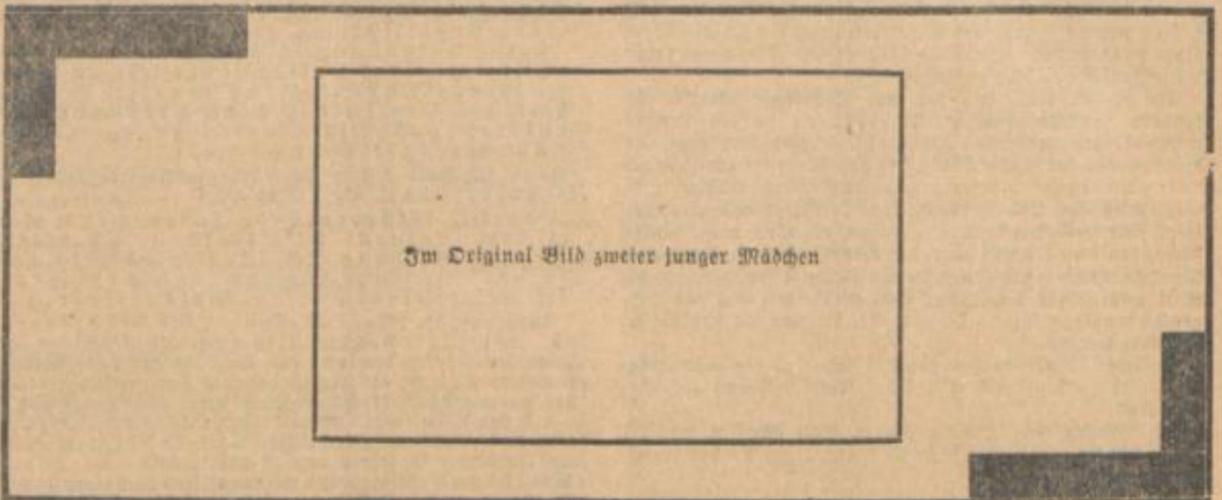
Juden P. Giovanni, Gr. Mergelstraße 7, heute noch Verhandlungsingenieur der „Kosa“, Ruppertstraße 7. Ja, ja, auch schlecht Ding will Weite haben, und auch der Dins werden noch die Augen aufgehen. Das

Mädchen Iren, Dorfgärtenstraße 3 (Redarau), hat, damit die Dummheit nicht alle werden, auch schon seit drei Jahren ein Verhältnis mit dem

Juden Rudi Trautmann, Redarau, Friedrichstraße 10. Wie weit es ihr bewußt ist, daß sie ihre Art schändet, ist uns nicht bekannt, doch wird auch sie der Ernüchterung anheimfallen.

Maria Schmidtbauer in J 4, 18, ist die Mutter eines Judenprühlings, dessen Vater der Jude Siegfried Hofeher

Judenliebchen!



Im Original Bild zweier junger Mädchen

Wer kennt sie?

Auguste Marshall, J 1, 11, zum Nachtquartiergast. Vielleicht nimmt sie ihrer einmal die vollzeitliche Kontrolle an.

Helene Rauzer, Waldparkdamm 4, hat Gefallen an dem Juden

Julius Klinger, Dammstraße 16, gefunden und will ihn heiraten. Einmal entrahnt, ist für uns auch dieses Judenliebchen verloren. Nach der Heirat, oder noch besser heute schon auswandern! Das ist der Rat, den wir ihr geben.

Zwei weitere nette Pflanzen sind die Gertrud Sanerhoff, J 6, die mit dem Juden

Maz Blerer in G 7, 9, verkehrt, und

Anni Ehrlich, Schweginger Straße 24, die einem Juden Goldmann (zu wie heißt) ihr Herz und vielleicht auch schon ihren Leib geschenkt hat.

Seit einigen Jahren verkehrt die Alma Krieger, S 6, 38, mit dem Juden

Stern, früher l. Ja. Gebr. Stern, C 1, 8. Auch für sie ist es gut, wenn sie die Abfahrt nach Palästina der kommenden Sterilisation vorzieht.

Der Apfel fällt gewöhnlich nicht weit vom Stamm, und so hat das

Jüngelchen des Möbeljuden Klinger von der Dammstraße die Tochter des Jagführers Köffel, Reppelstraße 40,

ausgefunden und will sie heiraten. Es entspricht dies zwar nicht ganz dem Talmud, der vom Juden verlangt, daß er Nichtjuden dem Tiere gleichachtet, aber was in diesem Falle nicht ist, kann noch werden.

ist und bei ihr wohnt. Sie ist entrahnt und hat sich damit selbst aus der Volksgemeinschaft arischen Blutes ausgestoßen.

„Ja, der Sonnenschein, ja, der Sonnenschein“ — ist ein Jude, und wohnt in S 2, 15. Da ihm aber das Alleinsein nicht paßt, hat er sich eine Gefährtin — beiseite keine Sarah —, nämlich die

Gertrud Niebel, geb. am 24. 8. 1907, zu sich genommen. Auch sie wird einmal mit „Schmutz“ an ihren „Sonnenschein“ denken.

Eine richtige „Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ haben sich

die Juden Max Stern, S 2, 6, und sein Bruder Fritz Stern ausgeknobelt. Der erstgenannte hatte — bis zu seiner Heirat mit einer Jüdin — ein Verhältnis

mit Elisabeth Buntz, C 7, 27. Jetzt ist diese das Verhältnis des Fritz Stern. Die man so festig an diesen Klatschen Gefallen finden kann, ist uns unbegreiflich.

So können wir diese Liste der artvergeßenen Weiber beliebig fortsetzen, wenn uns nicht selbst der Ekel schütteln würde. Wir haben mit unseren Veröffentlichungen gezeigt, daß es uns wirklich ernst ist darum, mit der Rassenschande gründlich aufzuräumen. Alle, die es angeht, seien zum letzten Male gewarnt: Wird noch ein einziges Mal ein Mädchen arischen Blutes mit einem Juden erwischt, kann es einer solchen artvergeßenen Kreatur passieren, daß sie wie eine Webe tafelförmig geschnitten und auf der Bretten Straße zur Schau gestellt wird.

Den Judenknäulingen aber empfehlen wir, hinkünftig ihre Väter an arischen Rebellen ausantoben, ansonsten läßt das Volk einmal bitter rächen könnte.

Im übrigen sollen sie hingehen, wo sie hergekommen sind, wir meinen ihnen keine Träne nach.

Linger.

Im Blute allein liegt sowohl die Kraft als auch die Schwäche des Menschen begründet. Völker, die auf die Erhaltung ihrer rassischen Reinheit verzichten, leisten damit auch Verzicht auf die Einheit ihrer Seele in allen ihren Aeußerungen. Die Zerrissenheit ihres Wesens ist die naturnotwendige Folge der Zerrissenheit ihres Blutes, und die Veränderung ihrer geistigen und schöpferischen Kraft ist nur die Wirkung der Aenderungen ihrer rassischen Grundlagen.

Ohne klarste Erkenntnis des Rasseproblems, und damit der Judenfrage, wird ein Wiederaufstieg der deutschen Nation nicht mehr erfolgen.

Die Rassenfrage gibt nicht nur den Schlüssel zur Weltgeschichte, sondern auch zur menschlichen Kultur überhaupt.

Adolf Hitler.

Deutsche Stimmen

Feuilletonbeilage der „Deutschen Freiheit“ * Mittwoch, den 27. September 1933 * Ereignisse und Geschichten

Hitler plaudert mit Nietzsche über die Juden

Werner Hegemann, der Verkörperer der patriotischen Geschichtslegenden, dessen Schriften in den Fenstern Göbbels verbrannt, ist der Autor dieses Zwiegesprächs, das zuerst in Nr. 16 des „Aufrufs“, Streitschrift für Menschenrechte, erschien.

Vor Herr Adolf Hitler Reichskanzler wurde, hat er sich vor der Wüste des Philosophen Nietzsche fotografieren lassen. Dieses Bild ließ er dann veröffentlichen mit der Unterschrift: „Der Führer an der Wüste des deutschen Philosophen, dessen Ideen zwei große Volksbewegungen befruchteten: die nationalsozialistische Deutschlands und die faschistische Italiens.“ (Das Bild erschien in dem Buche „Hitler, wie ihn keiner kennt“, Reiner.)

Seitdem Herr Hitler Reichskanzler geworden ist, und seine große Judenverfolgung inszenierte, hat der Geist Nietzsches von ihm Notiz genommen. Dabei hat sich folgende Unterredung zwischen Nietzsche und Herrn Hitler abgespielt. (Jedes Wort in Anführungszeichen ist ein wörtliches Zitat aus Nietzsches Schriften, zitiert nach den Oktav-Ausgaben.)

Nietzsche: Wie kommen Sie dazu, sich meinen Schüler zu nennen, obgleich Sie fast immer das Gegenteil von dem tun, was ich gelehrt habe?

Adolf Hitler: Haben Sie etwa nicht den Ueber- und Führermenschen und meine Rassenpolitik angelehnt? Haben Sie nicht erklärt, daß das deutsche Blut rot ist...?

Nietzsche: Sie stinken. Sie denken wohl an meinen Ausspruch aus „Jenseits von Gut und Böse“, daß „der deutsche Magen noch auf lange Rot haben wird, um mit diesem Quantum Jude fertig zu werden — so wie der Italiener, der Franzose, der Engländer fertig geworden sind, insofern einer kräftigeren Verdauung: das ist die deutsche Aufgabe und Sprache eines allgemeinen Instinktes, auf welchen man hören, nach welchem man handeln muß“. Ja, das habe ich gesagt.

Adolf: Na also! Ich handle doch! Sie schrien geradezu nach meinem Programm. Bitte, lesen Sie selbst. Hier ist die neueste Ausgabe des „Programms der NSDAP.“ — 475tes Tausend, Seite 80: „Antisemitismus ist gewissermaßen der gefährlichste Unterbau unserer Bewegung... Jeder Nationalsozialist ist Antisemit.“

Nietzsche: Aber ich habe doch gerade im Hinblick auf Sie und Ihre Lehren ausdrücklich erklärt: „Wieviele Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Miß- und Misch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen! Geseht nämlich, daß man nicht seine Herkunft in Horneo oder Horneo hat.“ Ich habe es sogar zur „Maxime“ erklärt: „Mit keinem Menschen umgehen, der an dem verlogenen Rassenwindel Anteil hat.“ Lesen Sie gefälligst selbst in meinem Band XIII, Seite 356. Trotzdem haben Sie die Redheit, sich meinen Schüler zu nennen! Was fällt Ihnen ein?

Adolf: Dann haben Sie also augenscheinlich zum Thema Judenfrage sich selbst widersprochen. Daß so etwas auch Ihnen passieren kann, soll mich nur freuen. Meine Gegner weisen mir alle Tage nach, daß ich mir Reich widerspreche und meine widerspruchsvollen Programmpunkte dann obendrein noch ins Gegenteil verkehre. In der Rassenfrage könnte ich Ihnen um so weitgehendere Zugeständnisse machen, als darin auch mein preussischer Vorgänger Friedrich der Große, „der erste Nationalsozialist“, sehr tolerant war. Auch der große König hat in seinem kleinen Preußen die Juden nur dann verfolgt, wenn sie arm waren. Im Jahre 1778 hat er, seinem eigenen Verzicht zufolge, nachdem er gerade Westpreußen und den Korridor den Polen abgenommen hatte, 4000 arme Juden aus Westpreußen einfach über die Grenze nach Polen gejagt.

Nietzsche: Hüten Sie sich! Meine Mutter hieß Dehler, meine Großmutter Krause. Aber: „Meine Vorfahren waren polnische Edelente.“ Ich werde unter Umständen dafür sorgen müssen, daß die Deutschen heute von der polnischen Regierung ebenso aus ihrem endlich zurückeroberten Westpreußen gejagt werden, wie feinerzeit die Juden durch Friedrich II. „Hauß du meinen Juden, hau ich deinen Juden. Das ist ein altes deutsches Bärtenwort.“

Adolf: Aber Friedrich der Große ist doch gerade durch seine Toleranz berühmt geworden. So hat er die reichen Juden, namentlich Kriegsgewinnler wie Ephraim, in prächtigen Palästen wohnen lassen und ihnen Münzprivilegien und andere Vorteile gewährt. Darum habe ich auch bereits meinem Statthalter Göring erlaubt, sich mit jüdischen Ratgebern wie Staatssekretär Milch zu umgeben. Und ich denke ernsthaft daran, in meiner nationalsozialistischen Partei einen numerus clausus für Juden einzuführen, in den die bezahlenden Juden aufgenommen werden können. Ich fürchte, ich habe mit meinen Judenverfolgungen eine kolossale Dummheit begangen.

Nietzsche: Diese Ihnen leider verspätet kommende Einsicht scheint nur eine entfernte Möglichkeit der Verständigung zu gewähren. Bitte nachlesen: „Jenseits von Gut und Böse“, Abschnitt 261; dort schrieb ich — also ganz im Sinne Friedrichs des Großen: „Man sollte den Juden mit aller Vorsicht entgegenkommen, mit Auswahl; ungefähr so wie der englische Adel es tut. Es liegt auf der Hand, daß am unbedenklichsten noch sich die Stärkeren und bereits fester geprägten Typen des neuen Weltalters mit ihnen einlassen können, zum Beispiel der adelige Offizier aus der Mark: es wäre von nießbarem Interesse, zu sehen, ob sich nicht zu der erblichen Kunst des Befehlens und Gehorchens — in beiden ist das bezeichnete Land heute flach — das Geulte des Geldes und der Geduld (und vor allem etwas Weltigkeit, woran es reichlich an der bezeichneten Stelle fehlt) hinzutun, hinzuzufügen ließe.“ Ich habe mit Vergnügen davon Kenntnis genommen, daß Bismarck die Kuppelung des germanischen Hengstes mit der jüdischen Zinte empfahl.

Adolf: Was Sie da über die Offiziere sagen, gefällt mir gut. Einer meiner wichtigsten Stabsoffiziere ist der

kleine Wöbels; der also ganz unnötigerweise so große Anstrengungen gemacht, um nachzuweisen, daß seine reizende Frau gar keine Halbjudin ist, sondern nur einen jüdischen Stiefvater hat.

Nietzsche: „Die Schönheit der Jüdin ist die höchste.“ (Sie finden diese wichtige, doch manchmal unstrittene Feststellung in meinem Band XIII, Seite 381.) Ueberhaupt: „Welche Wohlthat ist ein Jude unter Deutschen.“ Ich habe es oft gesagt. Lesen Sie, bitte, Band XIV, Seite 227, und Band XV, Seite 178. Auch sehe ich mit Vergnügen, daß Sie selbst nicht blond sind.

Adolf: Mein kleiner Wöbels auch nicht.

Nietzsche: Gott sei Dank! Ich kann die von mir zuviel gerühmten blonden Weibchen oft ganz und gar nicht leiden... Wieviele Stumpfheit, wie schlammern der Kopf, wie blau das Auge; der Mangel an Euphorie im Gesicht, Wort, Haltung; das saule Stiefvater, das deutsche Erholungs-Bedürfnis usw.“ Lesen Sie selbst: Band XV, Seite 178.

Adolf: Das ist alles höchst schmeichelhaft für mich.

Nietzsche: Aber was Sie da vorhin über die Widersprüche sagten, die man oft in meinen Schriften findet... Sie haben recht, ich habe mir viel widersprochen. Nur in der Judenfrage habe ich mir eigentlich unverhältnismäßig wenig widersprochen. Sie haben da nur sehr unachtsam gelesen und Sätze aus dem Zusammenhang gerissen. Ich muß Ihnen leider wiederholen, was ich bereits in meiner „Genealogie der Moral“ gesagt habe: „Ich mag sie nicht, die neuesten Spekulant in Idealismus, die Antisemiten, welche heute ihre Augen christlich-biederemännlich verdrehen und durch einen jede Schuld ershöpfenden Mißbrauch des wohlfeilen Agitationsmittels, der moralischen Attitüde, alle Hornvielelemente des deutschen Volkes aufzuregen versuchen.“

Adolf: Aber Sie haben doch gesagt: „Sich unterwerfen, folgen, öffentlich oder in der Verborgenheit, das ist deutsche Tugend.“ Solche tugendhaften Menschen brauchen doch einen „Führer“, und das darf doch kein Jude, kein Marx, kein Stahl sein! Soll ein Deutscher nicht schamrot darüber werden, daß selbst Bismarck — kurz vor seiner Entlassung am 18. Mai 1890 — noch bekennen mußte: „Ich bin Mitglied der konfessionellen Partei gewesen, als sie noch Fraktion Stahl hieß.“ Stahl, der Begründer der preussischen Adelpartei, war kein Deutscher, sondern Jude? Ist das nicht schauderhaft?

Nietzsche: Ich bedauere, Ihnen wiederholen zu müssen: „Einem Juden zu begegnen, ist eine Wohlthat, gefehlt, daß man unter Deutschen lebt. Die Gescheitheit der Juden hindert sie, auf unsere Weise nützlich zu werden, a. B. „national“. Lesen Sie gefälligst selbst nach: Band XIV, Seite 227. Ich habe in „Jenseits von Gut und Böse“, Abschnitt 261, ausdrücklich erklärt, „man solle dem Drang der Juden, endlich irgendwo fest, erlaubt, geachtet zu sein, entgegenkommen, wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreibhölzer des Landes zu verweisen“. Verleihen Sie mich jetzt endlich? Schließlich möchte ich Ihnen noch eins sagen. Bei Ihrem ganzen politischen Gebahren denken Sie zu wenig an mein Wort: „Pfeiler der die, welche sich jetzt zudringlich der Masse als ihre Heilande anbieten!“

Mit diesen Worten verließ der Geist Nietzsches den deutschen Reichskanzler.

Vordermann und Hintermann

Examen im Gleichschritt

Die zukünftigen deutschen Richter müssen jetzt ihre juristische Eignung auf dem Exerzierplatz nachweisen. Alle „links eingestellten“, das heißt nationalsozialistischen Studenten sind von den deutschen Universitäten verjagt worden, der bessere Teil der studierenden Jugend ist kaltgestellt, und was die Uebbriggebliebenen nicht im Kopf haben, müssen sie in den Weinen haben. Die angehenden Richter werden in Reservat-Lagern zusammengefaßt und dort sechs Wochen lang gebildet, damit sie parieren lernen. Denn darauf wird es in ihrer richterlichen Zukunft ankommen: daß sie die Befehle der regierenden Sadisten ausführen, ohne mit der Wimper zu zucken. Raus einer unter diesen jungen Referendaren, der sich im Hinternebeln Deutschland klaren Kopf bewahrt hat, wird sehr wohl schwere Konflikte in sich auszulösen, wird sich zu entscheiden haben, ob er auf Karriere verzichtet oder sich an der deutschen Justizhande mitschuldig machen will.

Aber die meisten machen sich wohl keine Gedanken — der „Korpsgeist“ hat dafür gesorgt, daß es um die deutsche studierende Jugend schon vor dem „dritten Reich“ geistig schlecht bestellt war — die meisten suchen höchstens über die Schanzerei und betrachten es im übrigen als Beleidigung, wenn sie, Hitlers getreue Knechte, etwa durch eine Prüfung rasiert. Wie in den Schulen schon jetzt die schlimmsten Dummköpfe versetzt werden, wenn sie die Uniform der Hitlerjugend tragen, so wird auch an den Universitäten jede Prüfung bald zur Hare werden. Die Prüfer, so melden gleichgeschaltete Blätter, haben schon jetzt nach der ersten Prüfung festgelegt, daß die Anwärter wenigstens in einer gewissen gehobenen Stimmung vor der Kommission erscheinen, so daß die hohe Kommission sie möglichst sämtlich durch die Prüfung

Deutscher Herbst

Des Sommers Feste sind nun angefeiert; es naht die Zeit, da man die Feste heizt; die Rednerhölzer sind schon angefeiert, der Rehlkopf ist vom Kägen überreizt.

Der Wald wird braun, es blüht die Herbstzeitlose, und hinterm Ofen lockt die warme Bank, wenn man sie hat; das Volk sitzt in der Sauce und fühlt sich unbequem und rheumatisch.

Die Konjunktur geht schief in die Brüche, es war ja ohnehin nicht viel damit; die Arbeitslosen murmeln süße Klänge und lassen schon zum Türeubetteln Tritt.

Die Wirtschaftskurve legt sich grämlich Herben, indessen Göring eine Spritze nimmt und lächelnd denkt: von uns kann keiner erben, wir räumen auf, denn wir verstehen den Himt.

Und hinterm Berge wartet schon der Winter und klappert fröhlich mit dem Frostschnein; wieviele deutsche Väter, Mütter, Kinder holt er wohl diesmal ab und grüßt sie ein?

Max Barth.

Die Revolte gegen die Zivilisation

H. G. Wells über das „dritte Reich“

„Was heute in Deutschland geschieht, ist eine Revolte gegen die Zivilisation“ erklärte der große englische Romancier H. G. Wells in einer Rede über die Intoleranz, die er bei einem Festessen anlässlich seines 87. Geburtstages hielt. „Die deutsche Revolution“ führt er fort, „richtet sich gegen das Denken, gegen den gesunden Menschenverstand und gegen die Bücher. Der regellose Schwachsinn, seine stupiden Zeichen, verwendet seine altherne Kräfte und begeht sein grausames Verbrechen.“ Man kann nicht Bücher verbrennen, man kann nur Exemplare zerstören. Während sie einen Band ins Feuer werfen, erhebt sich das Ranken gegen den Himmel, wo es wie ein Stern leuchtet.“

Pädagogische Sandsteinfassade

„Haus der deutschen Erziehung“

Der Stadtrat von Bayreuth beschloß den Bau des „Hauses der deutschen Erziehung“. Der Monumentalbau wird mit seiner riesigen Sandsteinfassade das Stadtbild ungemessen bereichern. In einer gewaltigen Säulenhalle von 16 Meter Höhe mit Raum für 2000 Personen soll das symbolische „Denkmal der deutschen Familie“ zur Aufstellung gelangen. Das Gebäude wird Hörsäle, eine Bibliothek und Unterkunftsdräume für 60 Lehrer, einen großen Lichthof für Kunstausstellungen und andere Räumlichkeiten enthalten.

Im welchen Geist in diesem Hörsaal gelehrt werden wird, dafür ein Beispiel aus der „Württembergischen Schulwarte“ Nummer 7/8: „Wer gegen das Blut sündigt, also z. B. eine Rassenmischung eingeht, die dem deutschen Wesen zunimmt, verflucht sich an der Schöpfungsordnung.“ (Studienrat G. Bader, Seminar Ultingen.)

Noch eine Zeitschrift gegen den Faschismus

„Unsere Zeit“

Im Verlag Editions du Carrefour, Paris, erscheint die Monatschrift „Unsere Zeit“. Sie kostet 1,00 Fr. Herausgeber ist Willi Münzenberg.

lassen möchte. — Also „gehobene Stimmung“ ist für einen Richter des „dritten Reiches“ die Hauptsache.

Wenn wirklich mal ein Prüfling durchfällt, ist eine Schande — nicht für den Referendar, sondern für die Professoren, die noch immer wissenschaftliche Leistungen von den Kandidaten erwarten. So lautet ein Lied, das in einem schleichenden Referendarslager gesungen wird:

„Nach Groß-Berlin marschieren wir um den Assessor kämpfen wir, die Kommission schlägt sie zu Drei, Lehrgang marschieren, macht uns die Zukunft frei.“

So fangen wir vor Wochen drei, jetzt haben wir die Schmeierei. Allen Verprechungen zum Hohn beklagen wir vier Opfer schon.

Justizminister, daß das weißt, der Kommission erscheint der heilige Geist. So geht das nicht mehr weiter fort, wir warnen hier am höchsten Ort.

Die ganze Weltlosigkeit des Kommentars gähnt aus den Backen. Ein anderes Sprüchlein heißt:

Und fängt dann die mündliche Prüfung an da geht es im Gleichschritt hinein, mit Richtung und Führung und Vordermann, da fällt schon so leicht keiner rein.

Auf Geist kommt es nicht an. Mit Richtung und Führung und Vordermann — so werden sie später auch auf Görings Befehl ein Todesurteil nach dem andere

Die Bisse des Gewissens

Wunder der Ehrlichkeit in U.S.A.

Hätte Diogenes sich kürzlich nach Newyork begeben und sich mit seiner Laterne auf die Suche gemacht, so hätte er den ehrlichen Menschen gefunden, nach dem er suchte, dieser brave Mann schickte nämlich 800 Dollar in Papiergeld an das Schahamt zu Washington.

Seit Beginn dieser schlechten Zeiten gehen solche „Gewissensgelder“ spärlicher ein, und dies war die einzige Zahlung der letzten drei Jahre von nennenswerter Höhe. Die Zeiten haben sich auch in diesem Punkt geändert, seit sich auf dem Schahamt eines schönen Morgens ein Bündel in gelbem Packpapier vorfand, das 80 000 Dollar enthielt. In einem beigefügten Brief erklärte der Sender, er habe nunmehr zusammen 80 000 Dollar zurückbezahlt, den vierfachen Betrag, den er der Regierung entwendet hätte.

Zuweilen ist ein überspanntes Gewissen augenscheinlich, wie in dem Fall eines Mädchens, das einen Scheck auf 840 Dollar an das Schahamt schickte, da sie während des Weltkrieges als Schreiberin bei der Einziehungsbehörde ermutigende Zuschriften auf die Weisungsbefehle geschrieben hatte, ohne zu beachten, daß gebührenfreie Postsendungen nicht für private Mitteilungen benutzt werden dürfen. Sie hatte ihren Namen angegeben und das Schahamt schickte ihr das Geld zurück.

Zehn Jahre nach dem Kriege schickte ein Veteran 110,76 Dollar mit eingehender Aufzählung kleiner Beträge, die er unterschlagen oder an Sachen entwendet hatte, nebst Zinsen.

Im Jahre 1888 hatte ein 19-jähriges Mädchen sich auf der Pfedebahn selbigen Angedenkens durchgeschmuggelt. Vor einiger Zeit erhielt die Bahn aus Norfolk im Staate Virginia den Ridel sowie drei weitere als Zinsen. Das Gewissen hatte ihm keine Ruhe gelassen. Solche Fälle sind bei Bahngesellschaften nicht selten. Ein Mann machte eine weite Reise, um auf dem Bahnhof zu Dover im Staate New Jersey 2,50 Dollar zu zahlen, um die er vor einem Vierteljahrhundert die Cadawanna-Bahn geprellt hatte. Eine andere Gesellschaft erhielt von einem früheren Schaffner zwei Dollar für Ridel, die der gute Mann hatte verschwinden lassen. Aus Syracuse schickte ein Mann einen Dollar, um sein Konto in Ordnung zu bringen, bevor er starbe, und eine Frau sandte 450 Dollar mit der Erklärung, ihre Eltern hätten sie als Kind oft als viel jünger ohne Fahrkarte durchgeschmuggelt.

Der „Gewissensfonds“ der Regierung wurde unter Präsident Madison eingerichtet und ist auf über 800 000 Dollar angewachsen. Als Präsident Madison eines Morgens die Briefschaften durchging, klatterte ein Fünfdollarschein auf den Tisch. Der unbekannte Absender erklärte, daß er die Regierung betrogen hätte. Auf ein solches Ereignis war die Regierung nicht vorbereitet, und so ordnete der Präsident an, daß ein „Gewissensfonds“ eingerichtet würde.

Vor einigen Jahren nahm ein Veteran des Bürgerkrieges in Indiana einen Pastor beiseite und beichtete, daß er schreckliche Gewissensbisse erlitten hätte, denn als er die Armeekorps verließ, hätte er einen Maulkorb mitgenommen, der dem Staate gehörte. Er gab dem Pastor 200 Dollar. Ein anderer schickte der Regierung eine Entschädigung, da er sie bei einem Pferdehandel beschummelt hätte.

Ein rührender Brief traf 1869 ein. „An Se. Majestät Präsident Cleveland! Ich bin in schrecklicher Stimmung. Vor

etwa zwei Jahren benötigte ich zwei Freimarken, die schon gebraucht waren. Ich war mir nicht darüber klar, was ich tat. Nun muß ich Tag und Nacht daran denken. Lieber Präsident! Wollen Sie mir bitte vergeben? Ich will es nie wieder tun. Beiliegend den Betrag für drei Freimarken, und bitte, vergeben Sie mir, denn ich war erst dreizehn Jahre alt, und es tut mir so leid, daß ich es getan habe. Von einem Ihrer Untertanen.“

Der Brief zeigte eine Mädchenschrift und trug einen Poststempel aus dem Staate Ohio. Es wurden die größten Anstrengungen gemacht, den Absender zu finden, denn der Präsident wollte das Mädchen als Gast im Weißen Haus begrüßen. Allein sie wurde nie ermittelt. Vielleicht erfuhr sie aus den Zeitungsmeldungen, daß der Präsident ihr die Sünde vergeben hatte und es sogar bedauerte, sie nicht finden zu können.

Der Sender gibt seinen Namen selten bekannt und hält es nicht für notwendig, da die Erstattung des Geldes seine Seele befreit. Manche reuige Sünder glauben an das Bibelwort: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ So schickte jemand drei Glühbirnen als Ersatz für solche, die er gestohlen hatte. Ein anderer schickte einen Schleimmaßstab.

Ein Mann sandte acht Tausenddollarscheine ein, doch von jedem Schein die Hälfte. Er hatte Vertrauen in sein Gewissen, doch nicht zur Regierung, und verlangte eine öffentliche Empfangsbekräftigung. Als diese erfolgte, schickte er die zurückbehaltenen Hälften.

Was es alles gibt

Wo blieb Schillers Bibliothek

Im Annuair du bibliophile vom Jahre 1893 fand sich eine Notiz, nach der die Bibliothek Friedrich Schillers, 144 Bände mit einem Verzeichnis von der Hand des Dichters selbst umfassend, 1892 durch die Buchhandlung J. S. Mayer in Hamburg angekauft worden sei. Da sich in Deutschland kein Abnehmer gefunden habe, seien von einem englischen Sammler 600 Taler geboten worden, doch habe die Buchhandlung, da sich gegen einen Verkauf ins Ausland gewichtige Stimmen erhoben hätten, das Angebot abgelehnt und sei auf den Ausweg einer Verlosung verfallen. Von 150 Posen zu 150 Florins habe man 101 abgesetzt; der glückliche Gewinner sei ein Justizbeamter namens D. A. Helmke gewesen. Paul Engels, dem der Fund dieser Mitteilung in der französischen Zeitschrift geglättet ist, erhebt daraufhin in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ die Frage, ob diese Angaben stimmen und wo die im Besitz Schillers gewesenen Bände geblieben sind?

Neue Nagelmode

Aus Paris kommt die Nachricht, daß eine neue „Nagelmode“ angenommen wird. Die Nägel sollen nicht mehr rot, auch nicht mehr perlmutter lackiert werden, sondern schwarz. Schwarzer Lack läßt sich besser als andere Lackarten auftragen und dürfte die Weiße der Hand noch besser unterstreichen. Es ist kaum anzunehmen, daß die neue Modetendenz Schule machen wird, denn ein schwarzer Nagel wird bestimmt nur unangenehm anfallen.

Anekdoten

Die Schulerin

Am Wiener Burgtheater gab es eine vorbildliche Ehe zwischen der Schmittlein und dem Schauspieler Pechter. Die Bärtlichkeit zwischen beiden war fast sprichwörtlich in Wien, und als die um etwa fünfzehn Jahre ältere Künstlerin farb, zitterte alles um das Leben von Otto Pechter. Wie würde er den Schlag aushalten?

Zum nicht geringen Erstaunen der Wiener erschien Otto Pechter nicht lange nach der Beerdigung in der Begleitung einer jungen Dame, die er als seine Schulerin vorstellte. Hartnäckig, namenlos. Ein Jahr lang. Einmal, anlässlich einer Feierlichkeit im Burgtheater, erscheint der Fürst Montenuovo. Otto Pechter hat wieder die junge Dame bei sich, die nicht von seiner Seite weicht. Und wieder stellt er vor: „Exzellenz, gestatten Sie mir — meine Schulerin!“

Exzellenz lächelt leutselig und geht vorbei. Georg Reimers aber sieht Pechter vorwurfsvoll an und sagt: „Aber Otto! Kann sie denn noch immer nicht?“

Die neue Sachlichkeit

Carl Sternheim ist ein sehr eigenartiger Herr. Alles kann er vertragen — nur nicht die Mutmaßung, daß er nicht der unbedingt wichtigste lebende Dichter ist und daß das Publikum sich etwa noch für andere Dramatiker erwärmen könnte als für Carl Sternheim. Bei Erich Kästner, dem Direktor der Hamburger Kammerspiele (der als der avantgardistische Theaterleiter Deutschlands für Sternheim als einer der ersten mit Entschiedenheit eingetreten war), wird ein spätes Lustspiel des Autors, „Die Schule von Uznach“ einstudiert. Sternheim ist auf den Proben, kann sich vor Dankbarkeit gegen Kästner nicht fassen und bedingt ihm das Buch mit einer enthusiastischen Widmung. Dem lebendigsten Förderer der deutschen Dramatik in unauslöschlicher Bewunderung und Dankbarkeit Carl Sternheim.

Das Stück wird gespielt, hat einen netten Achtungserfolg, macht aber gar keine Kasse. Kästner sieht sich infolge leerer Häuser gezwungen, es nach ein paar Tagen abzusehen. Darauf kommt ein wütender Brief des Dichters, gefolgt von einem Telegramm, das das Widmungsexemplar zurückverlangt.

Kästner, mit seinem weisen, gütigen Lächeln, packt das Büchlein eigenhändig ein — nicht ohne vorher mit bedächtiger Feder unter die Widmung das Titul mit dem Lustspiel gesetzt zu haben: „Die neue Sachlichkeit will gelernt sein!“ (Carl Sternheim, Schule von Uznach, letzter Akt, letzte Szene.) Erich Kästner.

Ladnen nicht verlernen

Verfälschte Butter

Marie B. tritt in den Verhandlungsraum. Sie ist eine Butterhändlerin auf dem Kremsler Wochenmarkt.

Richter: „Sie haben Butter verfälscht, hab'n S' pantscht?“

Angeflagte: „Bei uns dahoam wird net pantscht, bei uns wird nur anständi buttert.“

Richter: „Sie sind ledig, haben Sie schon ein Kind?“

Angeflagte: „Ja.“

Richter: „Jetzt werden Sie auch noch eine Strafe dazu kriegen.“

Angeflagte (entrüstet): „Do müß'n S' scho den Franzl strofa von der Gendarmerie, wän der is da Boada...“

Ein schlechter guter Freund. „Ja, lebst Du noch? Man sagte mir, Du wärest schon längst gestorben.“ — „Na, Du bist mir auch ein netter Freund — dann warst Du also nicht einmal bei meinem Begräbnis!“

Alles war klar.

Die Straßen waren voller Licht. Es war spät geworden, aber die Wege waren taghell erleuchtet. Alles war klar. Kozziano bot einen seltsamen und verwirrenden Anblick, es schien uns wie eine Welt, die eben toll werden will. Ich sah Leute, die sich in den Cafes und in den Wirtschaften gütlich taten, die sangen, tanzten, sinnlose und dumme Dinge plärten, und ich mußte mich bemühen, das eben Erlebte zu glauben. Ich fragte mich, ob das nur zum Schein geschah oder ob alle, ohne es bemerkt zu haben, einfach verrückt geworden waren.

Aus den Wirtschaften drang, mit dem Geruch gedankener Fische, der Gesang Betrunkener. Wir hatten Hunger und Durst, aber diese Wirtschaften widerstehen uns an.

„Die Städter amüßerten sich“, sagte Berardo... „Die Stadilente sind lustig... Sie trinken... sie essen... den Casoni zum Hoßn...“

Wir ließen sie machen. Niemand von uns hatte Lust, sich zu wehren. Wir verstanden nichts mehr. Wir waren in einer fremden Welt. Wir waren unter die Städter geraten.

Die Burtschen ließen uns wieder stehen und zogen mit der „Lustigen Theresle“ nach der Melodie des Garibaldi-Liedes weiter.

Da näherte sich ein Herr, der uns seit einiger Zeit gefolgt war. Er war gut gekleidet, seine Haare und sein Bart waren rot, am Kinn hatte er eine Narbe.

„Ihr seid aus Fontamara?“ fragte er.

Wir antworteten ihm nicht.

„Wißt ihr, daß die Behörden vor euch Angst haben?“

Sie wissen, daß ihr gegen das Regime seid...“

Wir ließen ihn reden.

„Aber ihr habt recht. Ihr tut gut daran, euch anzulehnen. So kann es nicht weitergehen... Kommt, laßt uns ruhig zusammen sprechen.“

Der Herr bog in eine Seitenstraße ein. Wir folgten ihm. Hinter uns ging ein Burtsche, halb Arbeiter, halb Student, der uns zwisch, dreimal anlächelte, wie einer, der etwas zu sagen hätte. Der Notboarige betrat eine abgelegene und verlassen Wirtschaft. Wir gingen hinter ihm hinein. Der junge Mensch würgte einen Augenblick, trat auch hinter uns ein und setzte sich an einen Tisch in unserer Nähe.

Fontamara

ROMAN VON IONAZIO SILONE

„Wir wollen den Minister sprechen“, sagte Berardo zu den Wache haltenden Carabinieri.

Sofort warfen sich diese auf ihn, als wenn er einen schweren Schlag ausgestoßen hätte, und versuchten ihn in den Torbogen zu ziehen. Aber wir klammerten uns an ihn und so entstand ein Handgemenge. Aus dem Innern des Palastes eilten viele Leute herbei, unter ihnen Don Circofanza, sichtlich betrunken, die Harmonika-Holen im dritten Stadium.

„Niemand lasse es gegen meine Fontamaresen an Respekt fehlen! Behandelt sie gut, meine lieben Fontamaresen!“ begann er zu rufen.

Die Carabinieri ließen uns los. Don Circofanza trat unter uns und wollte uns einen um den anderen umarmen und küssen.

„Wir wollen den Minister sprechen“, baten wir den Freund des Volkes.

„Der Minister ist schon wieder weg“, war die Antwort.

„Wir wollen wissen, was aus dem Fucino geworden ist“, sagte Berardo hinzu.

Don Circofanza ließ uns von einem Carabinieri in das Büro des Prinzen Torlonia begleiten und dort fanden wir einen Beamten, der uns erklärte, was daraus geworden war.

„Hat die neue Regierung die Frage des Fucino gelöst?“ fragte Berardo.

„Ja, es ist erledigt, und zwar zur Befriedigung aller“, antwortete der Beamte.

„Warum hat man uns nicht zur Besprechung gerufen? Warum hat man uns auf dem Platz stehen lassen?“ fragte Pontinus Vilatus.

„Der Minister konnte doch nicht mit 10 000 Casoni sprechen... Aber er hat mit euren Vertretern unterhandelt“, antwortete der Beamte.

„Wer war denn der Vertreter der Casoni?“ fragte ich.

„Cavallero Felino, Hundertschaftsführer der Miliz“, war die Antwort.

„Wie ist das Land verteilt worden? ... Was werden die Casoni von Fontamara davon bekommen?“

„Wann wird die Aufteilung beginnen? ...“ fragte Berardo weiter.

„Das Land soll nicht geteilt werden. Der Minister und der Vertreter der Casoni haben festgestellt, daß der Fucino schon viel zu viel parzelliert ist... Es gibt im Fucino schon viel zu viel kleine Pächter... Der Minister und der Vertreter der Casoni haben beschlossen, daß diese Kleinpächter verschwinden müssen. Viele haben als frühere Frontkämpfer das Land erhalten. Aber das ist kein ausschlaggebender ökonomischer Gesichtspunkt...“

„Stimmt“, unterbrach Berardo, „im Krieg gewesen zu sein, heißt noch nicht, etwas von Landarbeit verstehen. Die Hauptsache ist die Bearbeitung des Bodens. Der Fucino gehört dem, der ihn bebaut, das ist Don Circofanzas Grundlag.“

„Das ist auch der des Ministers“, fiel der Beamte ein. „Der Fucino dem, der ihn bebaut... Der Fucino dem, der die Mittel hat, ihn zu bebauen oder bebauen zu lassen... Mit anderen Worten: der Fucino dem, der genügend Kapital hat... Der Fucino muß von den arbeitslosen kleinen Leuten befreit und den reichen Bauern übermacht werden. Diejenigen, die keine großen Mittel haben, haben auch kein Recht, im Fucino Land zu pachten.“

„Was hat denn unser Vertreter dazu gesagt?“ fragte ich. „Cavallero Felino, Vertreter der Casoni, ist auch dafür eingetreten, daß die Casoni im Interesse der nationalen Produktion kein Land mehr pachten dürfen“, antwortete der Beamte... „Um das zu erreichen, hat er vorgeschlagen, den Pachtzins der großen Pächter zu verkleinern und den der kleinen um 20 Prozent zu erhöhen. Der Zins soll künftig in Naturalien erfolgen, vor allem in Zuckerrüben, deren Preis von der Verwaltung Torlonia bestimmt werden wird...“

Für die kleinen Pächter, die keine Rüben bauen, ist die Pacht auf 720 Lire pro Hektar festgesetzt worden... Ich kann euch noch mitteilen, daß die Vorschläge eures Vertreters reiflos und mit Freuden angenommen wurden und daß sämtliche Casoni des Fucino in Auzzano zusammenkamen und ihre Zustimmung durch begeisterte Aklamationen für den Minister, den Präfecten und die anderen Beamten bekundeten haben... Wollt ihr noch mehr wissen?“

„Alles ist klar“, antworteten wir.

Upton Close:

Der Todfeind des japanischen Militarismus

„Aber der Militarismus wird mein Land völlig zugrunde richten“

Ein vierundachtzigjähriger Greis, völlig erblüht, hat sein Testament gemacht und sein Totengebete geschrieben, in dem er seiner grimmigen Verachtung für den rücksichtslosen Militarismus seines Heimatstaates Japan Ausdruck gibt. Er ist von London nach Japan abgereist und hat dadurch die Herausforderung der Vaterländischen Blutsbrüderschaft, doch nach Hause zu kommen und für seine Ueberzeugung zu sterben, angenommen. Gegen das über ihn verhängte Todesurteil gibt es kein Rechtsmittel; denn es würde von keinem Gericht gefällt, und die Militärs, die dieses Todesurteil gefällt haben, können es nicht bei der bloßen Drohung bewenden lassen, wenn sie vom japanischen Volk, das sie jetzt beherrschen, nicht als eitle Prahlerei angesehen werden wollen.

Im Jahre 1914 war Ogasaki der Märtyrer des politischen Dramas, das den japanischen Militarismus die Oberhand über die parlamentarische Regierung erlangen ließ. Heute bereitet seine ruhige, völlig unsentimentale Ankündigung, daß er zurückkehre, um sich den Morddrohungen des Militarismus zu stellen, diesem weit größere Verlegenheit als die Mißbilligung des Völkerbundes oder die organisierte politische Opposition in der Heimat.

Die Blutsbrüderschaft und die Reservistenvereinigung Japans haben Ogasaki wissen lassen, daß niemand die Dinge ansprechen dürfe, die er in den letzten zwei Jahren in Amerika und England ausgesprochen, ohne den Tod zu erwirken. Aber so groß ist sein Einfluß auf das japanische Volk, daß die von eben diesen Organisationen beherrschten japanischen Zeitungen während des ganzen Sommers 1922 nicht aufhörten, Ogasakis Reden und Artikel abzufragen, die auf die gegenwärtig herrschende Klasse wie Dolchstöße wirkten. Denn Ogasaki ist das nüchterne Gewissen der kriegstollen japanischen Nation.

Als die japanische Armee im Herbst 1921 in die Mandchurie einrückte und die liberale Regierung, deren wohlwollender Kritiker Ogasaki gewesen, gestürzt wurde, zwangen die Militaristen ihn unter Todesdrohungen, außer Landes zu gehen. In New York wendete er sich an das Abendland mit folgenden Worten: „Ihr Männer des Westens wart sehr ungerecht gegen Japan. Aber der Militarismus wird mein Land völlig zugrunde richten. Für ihn gibt es keine Entschuldigung, sondern nur ein vorbehaltsloses Verdammungsurteil. Er muß vernichtet werden, und vielleicht wird auch Japan darunter leiden. Dann wird mein Land und vielleicht mit ihm die Welt die richtige Lehre ziehen — denn Japan und die Welt können wieder aufgerichtet werden.“

Dreimal war Ogasaki ein politischer Flüchtling in Amerika gewesen. Nach Absolvierung der Hochschule wurde er ein begeisterter Anhänger des Staatsmannes Marquis Okuma, der die erste Kampagne für eine parlamentarische Regierung in Japan führte. Im Verlauf dieser Kampagne rief ihm eine Bombe das linke Bein weg und in späteren Jahren verließ er seinen Reden durch Aufklopfen mit seinem Holzeisen besonderen Nachdruck. Sein junger Schüler Ogasaki wurde aus Tokio ausgewiesen und begab sich in die Vereinigten Staaten. Die Verfassung wurde dennoch gewährt und Ogasaki in das erste japanische Parlament während seiner Abwesenheit gewählt. Er kam gerade rechtzeitig zur ersten Parlamentsitzung, und seine Wählerkraft erlaubte ihm während der folgenden dreihundert Jahre regelmäßig in das Abgeordnetenhaus, sogar während der Zeit, da er Justizminister und Bürgermeister von Tokio war. Ogasaki führte einen unermüdeten Kampf, um aus dem japanischen Parlament eine wirkliche gesetzgebende Versammlung zu machen. Die japanische Regierung hatte sich das Parlament lediglich als eine beratende Körperschaft nach dem Muster der Bri-

marischen Verfassung gedacht, die Prinz Ito in Berlin von dem Eisernen Kanzler empfohlen worden war.

Ogasaki rief eine Regierungskrise nach der andern hervor und wurde der einflussreichste politische Journalist Japans. Immer wieder schob er seine Interpellationen wie scharfe Pfeile gegen die Ministerbank ab.

In der ersten Parteidregierung Japans, deren Ernennung vor allem auf seine unermüdete Kampagne zurückzuführen war, wurde er Justizminister. Er setzte sogleich einen Vernehmlichungsplan gegen die Korruption ins Werk. Japanische Soldaten hatten als Proviant mit Sand und Kieselsteinen gefüllte Konservebüchsen erhalten. Das war nur ein Fall unter hundert. Im Verlauf seiner flammenden Anklagerede sagte Ogasaki: „Der Schutz der Korruptionisten zuteil wird, die sich hinter dem Kaiser verstecken, ist ein unauflöslicher Makel für dieses Land. Ja, wenn Japan eine Republik wäre und einen Präsidenten statt eines Kaisers hätte...“

Er sollte seine Rede nie beenden. Auf der Stelle verhaftet, wurde er der Majestätsbeleidigung angeklagt und sein ganzes Kabinett mußte demissionieren. Yamagata übernahm das Staatsruhrer, distanzierte die Annelktion Koreas und bereitete all die Pläne vor, die heute General Koki in den Ebenen der Mongolei und Mandchurie verwirklicht.

Jahrelang kämpfte Ogasaki unerschrocken weiter; seine Wählerkraft blieb ihm treu. Während des Weltkrieges richtete er unablässig Angriffe gegen Japans Militärkabinett. Er beschuldigte sie, daß Japan unter dem Vorwand, als treuer Verbündeter der Entente Deutschland zu bekämpfen, deutsche Reichshafen nachahme; er erklärte, daß die japanische Regierung Bestechungsgelder im Betrag von fünfzig Millionen Yen an chinesische Politiker ausbezahlt habe, um die Annahme der beruhigenden Einundzwanzig Punkte durch China zu sichern. Er wandte sich erbittert gegen die japanische Expedition nach Sibirien.

Immer mehr wuchs der Haß der japanischen Militärpartei gegen ihn. Dreizehn Mann, ausgesandt, um ihn zu ermorden, drangen in seine Wohnung, bewaffnet mit Dolchen und Revolvern, ein, wurden aber von vier behenden Dienern die besonders im Jiu-Jitsu ausgebildet waren, zu Boden gestreckt. Sein nüchterner Bericht über dieses Mordattentat ließ Japan zu ihm wie zu einem Helden aufschauen.

Ersparnisse

Zur Sanierung der Finanzen Frankreichs

Mit. Paris, 22. Sept. Der radikale Quodvultu will über den Haushaltsanierungsplan der Regierung Auskunft geben können und gibt folgende fünf Maßnahmen an, durch die das Haushaltsgleichgewicht für 1934 hergestellt werden soll: 1. eine Kürzung der Gehälter, Löhne und Pensionen einschl. der Pensionen der ehemaligen Frontkämpfer um 6 Prozent. 2. Umwandlung der verschiedenen Autozölkern in eine einheitliche Benzinzölsteuer. 3. Einführung einer besonderen Bankkontosteuern bei Einlösung von Zinsscheinen. 4. Einführung des Verkaufsmonopols für die Kriegsfabrikationen (in dem Artikel wird erläutert, daß es sich hier um eine „feuerliche Monopol“ handelt). 5. Einführung der Umsatzsteuer auch für Gas- und Elektrizitätswerke, die diese Steuer bisher nicht zu entrichten brauchten.

Ogasaki war der Urheber der japanischen Forderung nach Rassenleichheit, die die japanischen Delegierten bei der Friedenskonferenz von Versailles vertraten und die von Woodrow Wilson zu Fall gebracht wurde. Ogasaki sah sich von Wilson verraten, den er verehrte, und von den japanischen Delegierten, die ihren Idealismus gegen einen Stützpunkt auf Ehrentugenden verhielten.

Aber zwei Jahre später trat Ogasaki wieder auf den Plan und führte die vielleicht bemerkenswerteste Kampagne eines Einzelgängers in der Geschichte der Neuzeit. Kreuz und quer bereiste er Japan, hielt oft zehn Reden im Tag und trat überall für den damals neuen Gedanken einer Konferenz zwecks Abklärung im Pazifischen Ozean ein. Denn damals, im Jahre 1921, schienen die sieberhaften Rüstungen Japans und Amerikas schnurstracks zu einem neuen Krieg führen zu wollen. Im Jahre 1921 schien der Gedanke, daß sich Regierungen zusammensetzen sollten, um übereinzukommen, wie viele Schlagschiffe jeder Staat besitzen dürfe, lächerlich und unsinnig. Und dennoch wurde der Neunmächtepakt Wirklichkeit, der die territoriale Integrität Chinas garantierte, und der Viermächtepakt, der dem Rüstungswettbewerb im Pazifischen Ozean ein Ende machte.

Aber Ogasakis Gegner, die Nachfolger Yamagatas, haben inzwischen die Oberhand gewonnen. Sie kümmerten sich nicht um den Neunmächtepakt und den Viermächtevertrag. Sie haben das größte Heeres- und Flottenbudget in der Geschichte Japans durchgesetzt. Ogasaki steht den gefährlichen bewaffneten Zusammenstoß zwischen Japan und Amerika als unvermeidlich voraus, den zu vermeiden er den unerschrockensten Kampf seines Lebens geführt hat. Er sieht die Militarisierung Chinas voraus — das Entstehen des fürchterlichsten Militarismus der Welt.

Er kehrt heim, um zu sterben, wie sein von der Militärclique ermordeter Gesinnungsgenosse Inukai starb. Einem Tages wird er als Begleiter und Held eines neuen Japans in die Geschichte eingehen. Er hat mit einem Gedicht Abschied vom Leben genommen und in einem Brief an seine Tochter hinzugefügt: „Meine Mutter lehre mich, daß man mit einem Säbeln auf den Lippen sterben soll. Ich fürchte nicht den Tod, will aber nicht in einem Eisenbett sterben. Ich will einen Tod sterben, der eine Lehre ist für die Nachwelt.“

Tuberkulose

in Ostpreußen steigt!

Eine Wanderfürsorgerin für die ländlichen Bezirke Ostpreußens berichtet über ihre Wahrnehmungen aus den letzten Monaten. Aus Einzelheiten des Berichtes geht man, daß die Verfasserin die Tendenz hat, die Dinge eher besser dazustellen als sie sind; dennoch ist das, was die Fürsorgerin mitteilt erschütternd. In einem Bezirk waren von 301 untersuchten Kindern in sechs Schulen 97, das sind 32,2 Prozent auf Tuberkuloseerkrankungen positiv reagierend. Überall beeinflussen die Anzahl der Todesfälle und der Bazillenhalter des Dorfes die Prozentzahl der infizierten Kinder. Hier ist ein großer Teil der Infektion auf Mitschüler zurückzuführen, denn es ist in vier Schulen (von sechs untersuchten) je ein Kind im Alter von 9-11 Jahren verstorben. Auf Grund dieser Ergebnisse wurden die weiteren Untersuchungen — eingestellt.

Werbt für die „Deutsche Freiheit“!

Fontamara

ROMAN VON IGNAZIO SILONE

Der Rothaarige bestellte Wein und beobachtete voller Mißtrauen den jungen Mann. Dann nahm er mit leiser Stimme das unterbrochene Gespräch wieder auf:

„So kann es nicht weitergehen... Die Unzufriedenheit der Casoni hat ihren Höhepunkt erreicht... Aber ihr wißt nicht genug. Ihr braucht einen gebildeten Menschen, der euch berät. Don Circohanza hat mit viel Sympathie von euch gesprochen. Er will euch wohl, da er aber klug ist, will er sich nicht compromittieren... Wenn ihr was braucht, ich stehe euch zur Verfügung... Wenn ihr was vorhabt, fragt mich ruhig um Rat... Habt ihr verstanden?“

Die Art, wie dieser unbekanntes Herr sich uns völlig zur Verfügung stellte, wäre jedem von uns aufgefallen, wenn wir nicht vollkommen verwirrt gewesen wären. Zum erstenmal sprach ein Städter so vertraulich zu uns. Wir ließen ihn reden.

„Ich verstehe euch... Ich brauche euch nur in die Augen zu sehen und ich verstehe euch.“ fuhr er fort.

„Die Carabinieri haben euch gesagt, daß ihr Avezzano in einer Stunde verlassen müßt; die Zeit ist schon um und ihr seid noch hier. Ich verstehe euch. Ihr wollt einen Schlag gegen die Regierung führen. Es liegt auf der Hand. Ihr könnt es nicht leugnen... Und woan bin ich hier? Um euch zu helfen, euch zu beraten, um mich mit euch zu opfern, versteht ihr?“

Eigentlich verhanden wie nichts. Pontius Pilatus wollte etwas sagen, aber Berardo machte ihm ein Zeichen, den Mund zu halten.

„Auch ich bin ein Feind der Regierung.“ redete der Unbekannte weiter. „Ihr wollt vielleicht sagen: ja, wir haben die Mittel, einen Schlag gegen die Regierung zu führen, aber es fehlen uns die Mittel dazu... Wir haben keine Waffen... und ich antworte euch: es ist nicht schwer, Waffen zu finden. Es ist leicht, sehr leicht, nichts ist leichter.“

Wir hatten noch kein Wort gesagt, aber der Städter sprach auf eigene Rechnung weiter. Er stellte auch die Fragen und beantwortete sie dann auch gleich:

„Ihr könnt erwidern: das sind nur Worte, Taten sind viel schwieriger. Vos, stellt mich auf die Probe! Wenn ihr eine Viertelstunde hier auf mich wartet, so bringe ich euch, was ihr braucht und erkläre euch auch, wie man damit umgeht...“

„Wartet ihr? Glaubst ihr mir nicht?... Wartet nur!“

Er stand auf, gab jedem die Hand, schloß den bestellten Wein und ging.

Kaum war er fort, so kam der junge Mann, der auf der Bank neben unserer gelesten hatte, auf uns zu und sagte:

„Ein Epistel... das ist ein Vorkriegs... Seht euch vor! Es wird euch Sprengstoffe bringen und euch dann verhaften lassen...“

„Geht fort, ehe er wieder da ist...“

So verließen wir auf einem Wiesenpfad Avezzano.

Zu Fuß zogen wir nun die gleiche Straße, die wir am Morgen im Auto mit der im Winde flatternden Fahne, mit Hoffnung im Herzen, zurückgelegt hatten. Hungrig, durstig, verärgert.

Gegen Mitternacht kamen wir in Fontamara an.

Gegen drei Uhr morgens waren wir wieder auf dem Weg in den Fucino. Die Ernte hatte begonnen.

Der Krieg

Längs des Tratturo, der gratis an den Impresario gekommen war, hatte die Gemeinde einen Holzsaun errichten lassen. Dieser Saun hätte dem Berede der Casoni ein Ende machen sollen und zugleich der Frage, ob sich Einer in den Besitz eines Landes setzen könne, das seit 1000 Jahren Allen gehörte. Trotzdem hörte das Din und Ger darüber nicht auf.

Eines Nachts stand der Saun in Flammen. Der Impresario ließ auf Kosten der Gemeinde einen neuen machen und stellte zwei bewaffnete Strakenlehrer daneben an.

Konnten zwei Strakenlehrer einem Tratturo Angst einlagern, der seit dem Schöpfungsstag alles mit angesehen hatte: Kriege und Invasionen, Kämpfe unter dem Hindwied, mit Wölfen und Dieben?

Sie vermochten es nicht. Im Gegenteil: während der Anwesenheit der zwei Wächter ging der Saun neuerdings in Flammen auf. Sie sahen deutlich, wie die Flammen aus der Erde schlugen und in wenigen Augenblicken den ganzen Saun verschlangen. Wie das mit jedem Wunder ist, erzählten die beiden Wächter die Geschichte zuerst dem Kanonikus Don Abbacchio und nachher allen, die sie hören wollten. Nachdem Don Abbacchio viele alte Bücher gewälzt hatte, stellte er fest,

daß der Brand des Saunes zweifellos ein überirdisches Werk, vielleicht sogar teuflischen Ursprungs gewesen sei. Wir aber fanden, daß der Teufel in dieser Sache gar nicht so teuflisch war, wie man ihn sonst darstellte. Der Impresario, der das Ansehen der Obrigkeit zu wahren hatte, ließ, da er den Teufel nicht verhaften konnte, die beiden Kuffexer ins Loch hauen.

Wer würde siegen: der Teufel oder der Impresario?

(Die waren alle gegen den Impresario, aber offen wagte nur Berardo Biola sich zum Teufel zu bekennen.)

„Darüber unterhelften wir uns — einige Frauen und ich“ — fuhr die alte Frau wieder zu erzählen fort, „als wir eines Abends auf dem kleinen Platz vor der Kirche unsere Männer erwarteten. Maria Grazia, die Ciommaruga, Filomena Casania, die Recchia, die Tochter des Camarozzo waren mit mir und wir sahen, wie gewöhnlich, auf der kleinen niedrigen Mauer, die den Platz, wie das Geländer einer Terrasse, gegen das Tal hin abgrenzt. Wir schauten gegen den Fucino aus, der schon im Schatten lag. Die unter uns lagernde, durch das staubige Band der Hauptstraße in zwei Stadien geteilte Ebene schien verlassen und still. Auch die Kondraße, die in großen Reihen über den Bergrücken nach Fontamara aufstieg, war ruhig und leer.“

Wir wußten, daß unsere Männer spät kommen würden; während der Ernte gab es im Fucino keine Zeit.

Da wurde das abendliche Schweigen durch einatmen und regelmäßigen Rarm unterbrochen. Zuerst alich es dem Summen eines Bienenkorbes und später dem Tröhnen von Dreschflegeln. Der Rarm hing aus der Ebene auf, aber seine Uplage war noch nicht zu erkennen.

Dreschflegel waren es nicht und konnten es auch nicht sein, denn die kamen erst vor Schluß der Ernte auf der Hauptstraße daher.

Schnel wurde das Gespräch deutlicher.

Und auf einmal zeigte sich in der ersten Kurve der zu uns ansteigenden Straße ein vollbesetztes Volkoute.

Gleich dahinter erschien ein zweites.

Und dann ein drittes.

Und dann ein viertes.

Und dann ein fünftes.

(Fortsetzung folgt.)

„Germanische Horden“

Die Sprache eines italienischen Senators

Das italienische Komitee „Italien-Frankreich“ hat gestern zu Ehren seiner französischen Gäste ein Bankett veranstaltet, an dem der Graf von Chabran, der Graf Senni und mehrere Persönlichkeiten des französischen und italienischen diplomatischen Korps teilnahmen. Beim Dessert nahm Senator Borletti, der Präsident des italienischen Komitees, als erster das Wort. Er erklärte, daß er zuerst geäußert habe, als Mussolini ihm die Präsidentschaft des italienischen Komitees anbot. Er ist sich aber bewußt geworden, daß seine Aufgabe leicht sein werde:

„Es hat zwischen Frankreich und Italien Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse gegeben, aber es gibt auch Gemeinsamkeiten. Es gibt zunächst die Verwandtschaft der Sprache und die Verwandtschaft des Blutes.“

Als Frankreich von den germanischen Horden überflutet wurde, zerbrach Italien die Ketten eines Bündnisses um des Rechts und der Gerechtigkeit willen; das Blut sprach. Es gibt auch eine Ueberlieferung, die Frankreich immer geachtet hat: den edlen Geist Roms, als dessen Abkömmling es sich fühlt. Für diese Haltung werden wir ihm immer dankbar sein. Es gibt Mißverständnisse, es wird immer irgendwelche geben, denn sie sind durch unsere Verwandtschaft bedingt. Wir sind kein junges Volk. Wir haben euch immer geliebt, weil wir uns schon immer gekannt haben. Ihr habt uns geliebt, ohne uns zu kennen. Lernen Sie uns kennen, meine Herren...“

Sodann brachte Senator Borletti, nachdem er Dante und Viktor Hugo zitiert hatte, seine Wünsche für die französisch-englische Einigkeit aus.

Faschismus und Rasse

Seitdem der „Popolo d'Italia“ seine bissigen Bemerkungen über die Sterilisation der Minderwertigen veröffentlicht hat, ist die italienische Presse gegenüber dem deutschen Rassenationalismus freier im Ausdruck und im Urteil. So widmet die „Stampa“ der rassistischen Rhetorik einen Artikel aus der Feder ihres Berliner Korrespondenten, in dem sie sich gegen die theoretische Identifizierung von Rasse und Nation, wie sie der Hitlerismus lehrt, wendet:

„Der Begriff der Nation kann nicht mit dem der Rasse übereinstimmen. Die Rasse ist nur das Blut. Sie kann lediglich einer materialistischen, zoologischen Lehre angrunde gelegt werden. Dagegen stellt die Nation, in die sich im Laufe der Jahrhunderte Rassen eingeschmolzen haben, den Geist dar. Es ist da kein Raum für eine Rassepolitik im Rahmen eines modernen Staats.“

Hitler wird niemals dahin gelangen, eine Lehre wissenschaftlich zu begründen, die sich in allen Punkten auf eine irrige Auffassung der Tatsachen und der Ideen stützt.“

Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit an das Wort Renan, der sagte, daß die Verwirrung der Ideen von Rasse und Nation den Zusammenbruch Europas herbeiführen würde.

Todesstrahlen - ein Schwindel

Durch die ganze gleichgeschaltete Presse ging die Nachricht von der Entdeckung der „Todesstrahlen“, die für die Entente-Mächte eine neue wichtige Kriegswaffe bedeuteten und daher Deutschland zwingen, aufzurüsten. Nun zeigt sich die ganze Angelegenheit als bewusster Schwindel. Das Laboratorium, in dem man angeblich mit den Todesstrahlen experimentierte und das in einer ganzen Reihe deutscher Zeitungen und Zeitschriften abgebildet wurde, ist in Wahrheit der Senderaum des österreichischen Senders Wamberg. Die offizielle Zeitschrift der österreichischen Radio-Verkehrs-KG. deckt den Schwindel in einer Brieffastennotiz auf. Sie lautet:

W. W., Düsseldorf. — Wir glauben gerne, daß Sie einigermassen überrascht waren, als Sie in Heft 33 des 2. Jahrgangs der Düsseldorfer Zeitschrift „Neue Post“ die Abbildung auf Seite 6 betrachteten. Dort wird ein aufsehenerregendes Interview mit Prof. Dr. Pearsfeld aus Cincinnati veröffentlicht, das sich mit dem Geheimnis der „Todesstrahlen“ beschäftigt. Das Bild zeigt das Laboratorium, in dem die Todesstrahlen erzeugt wurden.

Es scheint sich in der Tat um einen Aufschub zu handeln, der am 1. April hätte erscheinen sollen und nun verspätet in der Augusthefte als Zeitungsentee das Schwimmen hätte lernen sollen. Wahr ist daran nur die Tatsache, daß es wirklich möglich ist, im ganzen großen Gebände sämtliche Explosions- und Elektromotoren mit einem Schläge auszuschalten; allerdings nicht durch Todesstrahlen, sondern durch Umlegen des Generalauschalters. Denn das Bild zeigt nämlich in Wirklichkeit den Sendesaal unseres Wambergensenders, wie Sie durch Vergleich mit unserem Sonderheft „Wambergensender“ (Heft 33 dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift „Radio-Wien“, Seite 19, Abb. 1) sofort sehen können.

(Aus der Zeitschrift (Nr. 51) „Radio-Wien“.)

Ein unwürdiges Spiel

h. h. Das famose Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, das man getrost „Gesetz zur Errichtung der nationalsozialistischen Futterkrippe“ hätte nennen sollen, hatte ein außerordentlich unwürdiges Schauspiel zur Folge. Ueber zweihunderttausend Beamte wurden durch dieses Gesetz gezwungen, ihre Teilnahme an Frontgefechten nachzuweisen. Das war nicht leicht, da nach dem Zusammenbruch 1918 nicht immer ordnungsgemäße Militärpapiere an die Kriegsteilnehmer ausgehändigt wurden. Man hatte damals andere Sorgen.

So wurde in Spandau eine Zentralnachweisstelle für Frontkrieger eingerichtet, bei der im Mai 20.000, im Juni 30.000, im Juli 50.000 Anfragen einliefen. Insgesamt mußten sie gefagt über 200.000 Gesuche um Bescheinigung der Frontkriegerstatus erledigt werden.

Es war und nicht möglich, in Erfahrung zu bringen, wieviele Gesuche abschlägig beschieden wurden, um den braunen Helmträgern nicht gar zu viel Beamtenstellen vorzuenthalten.

Streng arische Milch

Unter der Überschrift „Gegen geschäftliche Beziehungen mit Juden“ meldet Wagners Südwestdeutscher Nachrichten-Nenn und Schöten: „In einer außerordentlichen Generalversammlung der hiesigen Volkereigenenschaft Doherkops wurde u. a. einstimmig beschlossen, jedes Mitglied aus der Genossenschaft auszuschließen, das künftig mit Juden in geschäftliche Beziehungen tritt.“

Röhm gegen braune Mucker

Der oberste SA.-Führer rüffelt seine Untergebenen

Jede Zeitung hat manchmal unverdientes Glück. Wir verzeichnen die Tatsache, neuerdings von amtlichen nationalsozialistischen Stellen nicht minder amtlicher Zuschriften gewürdigt zu werden. Jedenfalls empfinden wir so den folgenden Brief:

Sehr geehrte Schriftleitung!
In der Anlage finden Sie einen Erlaß des Stabschefs, der anfangs nicht veröffentlicht werden sollte. Mein Mann, der mit dem Stabschef gut befreundet ist, hat soeben nach längerer Rücksprache mit ihm die Ermächtigung erhalten, diesen Erlaß der deutschen Presse zu übergeben. Sie erhalten somit aus erster Hand ein Dokument, das die kluge und großzügige Denkart des Stabschefs in kurzen, militärischen Stil darstellt. Mit besten Grüßen

ges. Magda Mann
Charlottenburg, Kiehlstraße 6 A, Tel. Westend 1841.

Diesem Brief lag, mit der Bitte um Abdruck, folgender Befehl Röhm's bei:

Der Oberste SA.-Führer
Gd. Nr. 1499/33

Betreff: Ausbreitung des Muckertums.

Offenbar in Ermangelung anderweitiger zweckmäßiger Betätigung widmen sich Einzelpersonlichkeiten und „Bünde“ der selbstgestellten Aufgabe, das deutsche Volk „sittlich zu erneuern“.

Solange diese Erneuerer als Privatpersonen in Broschüren oder in einer willkürlichen Presse ihre Maßziele künden, mag das hingenommen werden; Schaden entsteht erst dann, wenn solche Persönlichkeiten unter Berufung auf staatliche oder parteiamtliche Befugnisse diesen Sport ausüben. Daß dies der Fall ist und daß das Muckertum in letzter Zeit geradezu Legion feiert, ist unbestreitbar.

So werden z. B. für den Anzug und das Verhalten in den Badeanstalten die unsinnigsten Bestimmungen gefordert.

Der deutschen Frau wird verboten, sich zu pudern oder in Lokalen zu rauchen; in den Großstädten sollen alle Irgendwie aus dem Epheerahmen fallenden Versammlungsstätten ausgerottet werden; gegen die sogenannte „Prostitution“ wird ein Kampf geführt, der ebenso heuchlerisch in seinem Wesen, wie brutal in seiner Durchführung ist und vom Standpunkt der Volksgesundheit aus unheilvoll in seinen Auswirkungen sein wird.

Dies alles geschieht vorgeblich im Gefühl heiliger Verantwortung für das Wohl des Volkes; in Wahrheit sind es seit Jahrhunderten immer wieder geübte Betriedigungsversuche von Heuchlern, Muckern und Trägern verdrängter Komplexe.

Aus mir vorliegendem Material ist mir nur zu gut bekannt, wie gerade bei manchen, die in dieser Richtung als Sittenverbesserer hervorgetreten sind, die Praxis von der Theorie abweicht.

Aus der jüngsten Zeit liegen mir neue Meldungen vor, daß auch SA. (SS.)-Führer und -Männer sich

öffentlich an Moralrichtern anzuwerfen und weibliche Personen aus oben genannten Gründen in Badeanstalten, Gaststätten oder auf der Straße belästigt, beschimpft, ja sogar mißhandelt haben.

Ich will das Ueberhandnehmen derartiger, oft geradezu lächerlicher Auswüchse von Pruderie und Schlimmerem zum Anlaß nehmen, um einmal eindeutig festzustellen, daß die deutsche Revolution nicht von Epheern, Muckern und Sittlichkeitsaposteln gewonnen worden ist, sondern von revolutionären Kämpfern.

Diese allein werden sie auch führen.

Die Aufgabe der SA. besteht nicht darin, über Anzug, Gesichtspflege und Reuschheit anderer zu wachen, sondern Deutschland durch ihre freie und revolutionäre Kampfgesinnung hochzureißen.

Ich verbiete daher sämtlichen Führern und Männern der SA. und SS., ihre Aktivität auf diesem Boden einzusetzen und sich zum Handlanger verschrobener Moralisten herzugeben. Dies gilt vor allem auch für diejenigen SA. und SS.-Führer, die von mir als Polizeipräsidenten oder für sonstige staatliche Stellen zur Verfügung gestellt sind.

Der Chef des Stabes:
ges. Röhm.

Dieser Stabsbefehl ist mehr als ein spontaner Jornedausbruch. Er repräsentiert ein Stück Geschichte der „nationalen Revolution“, geschrieben von einem Mann, dem man aus bestimmten persönlichen Gründen eine gewisse Berechtigung zum Kampfe gegen die Mucker in seinem Lager nicht absprechen kann. Einer Erläuterung bedarf das Dokument im übrigen nicht. Was in Deutschland auf dem Gebiet ebenso lächerlicher wie brutaler „Erneuerung“ geschah, hat das Gelächter und das Entsetzen der Welt erregt.

Aber Röhm bleibt Röhm. Wegen die Gewalttaten an Juden und an Jungen, mit ihnen angeblich befreundeten Mädchen, die man schamlos durch die Straßen und Lokale Nürnbergs und anderer Großstädte schleppte, wagt er kein Wort. Das gehört zu den erlaubten Belustigungen seiner Leute, zumal wenn so mächtige Leute wie Streicher in ihren Blättern mit solch amüsanten Schilderungen Geschäfte machen.

Wie wir soeben lesen, ist der deutschen Presse die wörtliche Wiedergabe des Röhm-Befehls strikte untersagt worden. Sie durfte nur einen abgemessenen Auszug veröffentlichen. Es erfüllt uns darum mit Genugtuung, daß wir, ausgerechnet wir den Anruf mit der Bitte um wörtlichen Abdruck erhielten.

Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Charles Kunkler, Straßbourg. Druck und Verlag: Imprimerie Populaire, Straßbourg.

Faunkippur

Gottesdienst nach deutschem Ritus . Orgel . Chor
PREDIGTEN IN DEUTSCHER SPRACHE

im Saal Pleyel, 252, Rue Faubourg St. Honoré, Paris 8e

Freitag, den 29. September, 18.45 Uhr, Predigt 19 Uhr
Sonnabend, den 30. September, 8.30 Uhr, Predigt und Seelenfeier 10 Uhr, Neilapredigt 17.45 Uhr

Karten von 25,— Fr. an.

Alleiniger Vorverkauf täglich von 11 bis 5 Uhr im Saal Pleyel, 252, Rue Faubourg St. Honoré, Paris 8e

Im Winter kommen Sie nach Paris

Sie werden die größte Wohlthätigkeit in diesen zwei Hotels finden:

Hôte! de Castille
(Madeleine) . 37, Rue de Cambon
Zimmer und Mahlzeiten von 55,— Fr. an
RESTAURANT-GARTEN

Hôtel Cambon
(Champs-Élysées) . 3, Rue de Cambon
Zimmer und Mahlzeiten von 45,— Fr. an
Familienleben . Billig und behaglich

Haben Sie Schwierigkeit m. Ihren **Elektro- u. Radio-Seräten** bei Ihrer Einrichtung?

Belichtungskörper elektrische Seräte und Radio-Apparate

werden auf die neuen Verhältnisse zu niedrigsten Preise umgeändert und installiert

Verlangen Sie heute noch Kostenanschlag von **Etablissement Esnaud PARIS 9e, 29, rue de Trévise**
Tel. Taitbout 44-95 . Man spricht deutsch

Übernehme Hausverwaltungen, Firmenvertretungen in Berlin oder anderen Städten. Erledigung aller Aufträge prompt und gewissenhaft.

Angebote unter Nr. 264 an die „Deutsche Freiheit“ erbeten.

Deutsche Pension in Brüssel

1. Rang, mit allem Komfort, für kürzeren oder längeren Aufenthalt. Wiener Küche . . . Inhaber Israelit

Brüssel, 154, Rue Franz Merjay

An- und Verkauf zentraleuropäischer und südamerikanischer Devisen, Effekten und

REICHSMARK

durch das Bankhaus

Georges Perles & P. Michel
34, RUE LAFFITTE . PARIS IX
TELEFON TAITROUT 98-40 BIS 45

Deutsche Auswanderer- und Flüchtlinge!

Ihre Interessen in Deutschland auf sträuelchem, rechtlichem, finanziellen, wirtschaftlichen und dienstrechtlichen Gebiet und der Vermögensverwaltung werden durch die Fachleute der **Société FIDUCIAIRE S.A.L.** (Treuhandgesellschaft für Einnahm- und Loehrungen), Grand'Rue 103, in Straßbourg, wahrgenommen.

Herrn und Damen für den Film gesucht

Offerten an die „Deutsche Freiheit“ unter Nr. 264

Wo speist man gut und billig in Brüssel

Restaurant à la Fourchette 22, rue St. Michel, 22, 1. Querstraße rechts vom Platz Benockez. Diners u. Soupers à 6,00, 8,00 u. 10,00 Frs. Flüchtlinge aus Deutschland erhalten 5% Rabatt auf alle Speisen. Geöffnet von 12 Uhr mittags bis 12 Uhr nachts.

Billig! Impresario

oder stiller Geldgeber, mit sofort verfügbaren **3.000,— Fr.** (Dreitausend) für bereits veranst. Konzerte in Belgien, von jüd. international. Künstler **gesucht.**

Erlaubnisse erbet. an: **FITOMAG** poste rest. Bruxelles